

# Die Ordnung des Erinnerns. Kollektives Gedächtnis und digitale Präsentation am Beispiel der Internetprojekte *Das Generationenprojekt* und *23:40*

Von Roberto Simanowski

Nr. 7 – 30.12.1999

Als der ägyptische Gott Theuth zum König Thamus kam und ihm die Schrift als Geschenk mitbrachte, die die Ägypter weiser machen und ihr Gedächtnis stärken solle, widersprach dieser dem Gott: Die Schrift werde Vergessenheit in den Seelen derer schaffen, die sie lernen, denn sie werde zur Vernachlässigung des Gedächtnisses führen.<sup>1</sup>

So erzählt es Sokrates in Platons Dialog *Phaidros*. Schrift eigne sich allemal als Trost und Heilmittel gegen die Vergesslichkeit im Alter, bringe aber ansonsten Vergesslichkeit mit sich, denn man merkt sich gerade die Dinge nicht, die man aufschreibt, weil man sie aufgeschrieben hat. Der Alltagstest hierfür sind Geburtstage, die im Notizbuch rettungslos verloren wären, würde man es nicht täglich aufschlagen, auf der Suche nach Dingen, die es zu erinnern gilt. Gegenbeweis ist der Spickzettel für Klassenarbeiten, auf den man dann, hat man ihn einmal zusammengestellt, oft schon verzichten kann, weil das Aufgeschriebene nun auch im Gedächtnis vorliegt.

Sokrates führte noch etwas gegen die Schrift ins Feld: "Bedenklich, nämlich, mein Phaidros, ist darin das Schreiben und sehr verwandt der Malerei. Denn auch ihre Schöpfungen stehen da wie lebend, – doch fragst du sie etwas, herrscht würdevolles Schweigen. Genauso verhalten sich geschriebene Worte: du könntest glauben, sie sprechen wie vernünftige Wesen, – doch fragst du, lernbegierig, sie nach etwas, so melden sie immer nur eines-und-dasselbe. Und jedes Wort, das einmal geschrieben ist, treibt sich in der Welt herum, – gleichermaßen bei denen, die es verstehen, wie bei denen, die es in keiner Weise angeht, und es weiß nicht, zu wem es sprechen soll und zu wem nicht. Wird es mißhandelt oder zu Unrecht getadelt, dann bedarf es des Vaters immer als Helfers; denn selber hat es sich zu wehren oder sich zu helfen nicht die Kraft."

Das hier beklagte Schweigen der Wörter, ihre Wehrlosigkeit gegen Missverstehen, ist der Nachteil, der auf dem Vorteil beruht, denn die Ablösung der Wörter vom Vater ermöglicht ihr Überleben auch bei dessen Abwesenheit. Dieses Überleben war vor der Erfindung der Schrift nur in den Berichten der vormaligen Hörer möglich, und wie missverstanden und wehrlos Wörter da sein können, haben uns schon die Flüsterkettenspiele auf Kindergeburtstagen gelehrt. Sokrates weiss als geübter Redner, dass der Vorausblick auf den Adressaten zur Redekunst gehört, und hat deswegen seine Probleme mit der Schrift. Die Ironie liegt darin, dass sich diese Probleme uns nur in der Schrift mitteilen, zu der sich Platon, offenbar ebenfalls misstrauisch gegenüber Flüsterketten, entschied.

Mag das geschriebene Wort auch keine Rückfragen beantworten können – und speziell im vorliegenden Fall der Platonischen Sokrates-Dialoge wüsste man gern, wessen Kind das Wort eigentlich ist –, so legt sein Schweigen doch Spuren.<sup>2</sup> Anders formuliert: Erst durch die Fixierung in der Schrift können Zeichen auf Zeichen bzw. Texte auf Texte antworten, womit schließlich eine Reflexivität Einzug hält, die im mündlichen Kommunikationsprozess so nicht gefordert ist. Diese Spuren führten zu einem regelrechten Stimmengewirr spätestens, seit der Buchdruck auch für die entsprechende Verbreitung 'wehrloser' Wörter sorgte, und zu dem, was heute öffentlicher Diskurs und scientific community genannt wird.

Freilich hat das Schweigen damit kein Ende. Hinter dem Stimmengewirr steht die "Polizei des Diskurses", die mit externen und internen Mitteln die Erteilung der Sprecherlaubnis regelt.<sup>3</sup> Dies war mit der Etablierung der bürgerlichen Öffentlichkeit schon recht liberal, verglichen mit den Zeiten vor Luthers Bibelübersetzung etwa, aber wer den Diskursregeln nicht folgte, blieb weiterhin ausgeschlossen, und auch die Folgsamen hatten keine Garantie, die verschiedenen Zugangsbarrieren der Publikationsinstitutionen zu überwinden.

Mit dem Internet nun ist eine neue Qualität des Redens eingetreten. Die Gründung einer Online-Zeitung kostet kaum noch mehr als das Taschengeld und vollzieht sich unter Umgehung aller Zugangsbarrieren, die über Taschengeld und HTML-Programmierung (bzw. die Einarbeitung in HTML-Editoren) hinausgingen.<sup>4</sup> Die Folgen dieser Anarchie für den Qualitätsnachweis des Publizierten liegen auf der Hand; ebenso aber auch der demokratische Aspekt dieser Entwicklung, die das öffentliche Zur-Sprache-Kommen nicht mehr an wie auch immer legitimierte Schiedsrichter und Türsteher bindet, deren Legitimation schon aus strukturellen Gründen nie dem Makel entkommt, von einem bestimmten Standard geprägt zu sein, der wiederum auch erst legitimiert werden müsste, und so ad infinitum.

Das Internet durchbricht das Schweigen aber auch in der Hinsicht, dass das Wort wieder Fragen beantworten kann. Das ist durch Leserbriefe und Entgegnungen auf Entgegnungen (Schriften auf Schriften, Bücher auf Bücher) in gewisser Weise freilich auch in den Printmedien der Fall. Diese Praxis kann man aber nicht

vergleichen mit der im Internet, wo einerseits Foren und E-Mails einen unmittelbaren Dialog zu den publizierten Beiträgen gewährleisten und durch ihre fast obligatorische Präsenz wie durch ihre einfache, unmittelbare Funktionsweise die Reaktion zum Regelfall machen, und wo zum anderen Zugriffsstatistiken den Vorausblick auf die Adressaten, den Sokrates für die mündliche Kommunikation so bezeichnend fand, wieder ermöglichen.<sup>5</sup>

Ist das Internet also eine Lösung jener Probleme, die Sokrates mit dem Aufkommen der Schrift sah? Oder ist es eher eine Verstärkung des Problems, wie nicht nur Philosophieprofessoren,<sup>6</sup> sondern auch einige Netzaktivisten vermuten?<sup>7</sup> Wie verhält sich das Internet zum Erinnern? Fördert oder behindert es das kollektive Gedächtnis? Ich werde diesen Fragen im folgenden nachgehen anhand zweier Internet-Projekte, die gerade das Erinnern zu ihrem Anliegen erklären und beispielhaft deutlich machen, welche Zugangsbedingungen zu *hypomnesis*<sup>8</sup> und *hypomnema*<sup>9</sup> im Netz bestehen und welche oralen Bestandteile eine solche schriftliche Kommunikation aufweisen kann. Zunächst jedoch eine kurze Erörterung des Zusammenhangs von digitaler Technologien und Erinnern.

## 1. Archivierung digital

Was die Funktion des Internet bzw. der digitalen Medien allgemein als Speichermedium betrifft, so wird sowohl eine archivistische Unter- wie Überfunktion konstatiert. Die archivistische Unzuverlässigkeit besteht in der Manipulierbarkeit und Kurzlebigkeit der gespeicherten Daten, die archivistische Überfunktion in der Übertreibung des Speicherns.

Die Manipulierbarkeit des Gespeicherten allein durch bestimmte Zugangsangebote hebt z.B. Walther Zimmerli hervor, wenn er beklagt, dass durch die Unübersichtlichkeit des gespeicherten Wissens im Internet die Unternehmen der Informationstechnologie, die sich zwischen Wissen und 'Verbraucher' stellen, immer mehr Macht, auch zur Manipulierung des Wissenszugangs, erhielten.<sup>10</sup> Dieser Einwand ist so einsichtig wie irreführend, denn er beklagt im Grunde v.a., dass die traditionellen Unternehmen der Informationsverwaltung und -steuerung – Printmedien, Schulen und das Examen –, ihre gut zweihundert Jahre alte Vormacht endgültig an eher kommerziell als ideologisch interessierte Medien verlieren.<sup>11</sup>

Das Paradigma des Kommerzes, das eine Ideologie der Unterhaltung ist,<sup>12</sup> ist freilich keine bessere Alternative. Und wenn man auf Zimmerlis Klage über das Zurückgehen des Auswendiglernens mit Jean Paul entgegen kann, dass es weniger darauf ankomme, das Gedächtnis zu schulen als den Verstand (was bei Jean Paul gerade durch den alles verbindenden Witz geschehen solle),<sup>13</sup> so ist es

andererseits sicherlich richtig, in den Verbindungen des Internet nicht automatisch eine Schulung des Verstandes sehen zu wollen. Dass Information nicht gleich Wissen ist, und schon gar nicht Bildung, müsste über jedem Internet-Portal stehen. Ob das Internet ein "MacDonald's of education" ist oder gerade das Gegenteil, liegt, wie so oft, weitgehend daran, wie man mit dem Medium umgeht.<sup>14</sup>

Eine andere Möglichkeit der Manipulation liegt darin, dass mit der digitalen Speicherung Daten noch über ihre Veröffentlichung hinaus verändert werden können. Das Umschreiben des Aufbewahrten ist dabei so leicht und v.a. unbemerkt möglich, dass es allen *Big Brothers* dieser Welt bzw. allen, die wie Winston Smith vom "Ministerium der Wahrheit" in Orwells *1984* mit dem Umschreiben der Geschichte beauftragt sind, eine Freude sein muss.<sup>15</sup>

Allerdings ist Big Brother nichts ohne das Aussagemonopol, denn bekanntlich gehört zu Fälschungsaktionen immer auch die Beseitigung der widersprechenden Zeugen. Gerade dieses Monopol stellt das Internet mit seinen geradezu anarchistischen Zugangsbedingungen in Frage, wodurch es, verglichen mit dem nach dem Druck nicht mehr manipulierbaren manipulierten Wissen in real existierenden Diktaturen, auf jeden Fall die bessere Alternative bleibt. Die Manipulation ist im Postprintzeitalter zweifellos leichter möglich als zuvor, aber: sie ist *jedem* möglich. Dieser entscheidende Unterschied nimmt der Intensivierung der Lüge im Grunde die Wirkung, denn er empfiehlt zu einem generellen Misstrauen und setzt Wahrheitsbehauptungen der Skepsis aus, die ihnen aus konstruktivistischer Sicht ohnehin gebührt. Die philosophische Revolution, die sich parallel zur technologischen ereignet, ist nicht nur, "die Legitimität von Fernsehen und Kinos als Verkünder von Wahrheiten oder als Übermittler von Wirklichkeit in Frage zu stellen",<sup>16</sup> sondern Übermittlung von Wirklichkeit überhaupt. Die unübersehbare Subjektivität und Manipulierbarkeit der Information im Internet ist die Explizierung dieser Botschaft, als der letzten denkbaren 'Wahrheit'. Ein Mittel gegen die Gutgläubigkeit des Publikums, das in die Mündigkeit des Zweifels entlassen wird. Dass dies im Widerspruch zur Gewöhnung an die Konsumtion verbürgten Wissens steht, liegt auf der Hand und macht zugleich deutlich, dass die Frage der Manipulierbarkeit zunächst bzw. schließlich auf der Ebene der Daten *empfänger* zu stellen ist.

Eine dritte Facette der archivischen Unzuverlässigkeit wird darin gesehen, dass die gespeicherten Daten nicht sicher sind und entweder recht schnell absterben oder durch Viren gelöscht werden können. Diese Angst ist berechtigt, resultiert zu einem gewissen Grad aber auch aus der Undurchschaubarkeit des ganzen Prozesses.

Mit kühlerem Blute weiss man, dass man sich gegen Viren schützen kann, so wie man die papierenen Übertragungsmedien vor Feuer und Wasser schützen kann, und sei es dadurch, dass man genügend Kopien anfertigt. Was andererseits die Kurzlebigkeit des Speichermediums betrifft,<sup>17</sup> so stimmt es zwar, dass durch die

kurzen Produktzyklen in der Informationstechnik Hard- und Software rasch veralten und damit die Gefahr besteht, vorgestern gespeicherte Daten (etwa auf eine 151/4-Zoll-Diskette) heute nicht mehr lesen zu können. Aber hier ist zu erwarten, dass sich maschinenunabhängige Standardformate durchsetzen, die fallen zu lassen kein innovationsversessener Entwickler sich wird leisten können.<sup>18</sup>

Das Problem, das dem Bewahrten durch die rasche Technologieentwicklung entsteht, bringt einen interessanten Nebeneffekt mit sich. Da die Hard- und Software der jeweils aktuellen Generation immer auch die mit der Technologie der letzten (und vorletzten) Generation gespeicherten Daten noch entziffern kann und bei dieser Gelegenheit zugleich in das neue Format transformiert, besteht im Grunde keine Gefahr für all jene Dateien, die von Zeit zu Zeit aufgerufen werden. Das heisst, es besteht keine Gefahr für jene Teile des Bewahrten, die durch fortlaufende Aktivierung, also durch fortlaufendes Erinnertwerden, Notwendigkeit und Würdigkeit ihres Erinnerns nachweisen. Das sieht ganz nach einem 'hypomnesischen Darwinismus' aus und birgt all die Probleme in sich, die ein auf der sozialen Ebene wirkender Darwinismus mit sich bringt. Dieser Daten-Darwinismus scheint zugleich eine Antwort der Technik auf das mit der Technik einhergehende Problem der archivischen Überfunktion.

Der Computer, ob offline oder online, ist ein fotografisches Gedächtnis, insofern er alles festhält, worauf das 'Okular' zeigt. Jedes "Hallo" in einer Mailinglist, jede Meldung in einer Chatgroup kann vollständig archiviert werden. Diese Perfektion der Aufzeichnung erhöht das banale Ereignis gleichsam in den Rang einer Botschaft. Zugleich vernichtet die verlustfreie Speicherung aller Daten deren spezifische Qualität als 'sehr gut' bis 'gar nicht' erinnerbar, die das menschliche Gedächtnis dem Erinnerungstoff performativ zuschreibt. Dieser Vorgang trifft freilich für alle materialisierenden Speichermedien zu, wird allerdings mit den digitalen Medien potenziert, weil hier gar nicht mehr erst der Aufwand der Archivierung bestimmter, als archivierungswürdig erachteter Teile der Kommunikation betrieben werden muss, sondern Archivierung zum Standard geworden ist.

Damit wird Vergangenheit unbegrenzt verfügbar und verliert so ihren Bezug zum Erinnern. Sie wird beliebig, ist 'enteignete' Information. Insofern verleiht also nicht erst das berühmte Silikonplättchen, das dem Gehirn in der Zukunft implantiert werden soll, "dem Menschen ein Gedächtnis [...], das nicht sein eigenes ist".<sup>19</sup> Der angesprochene Erinnerungs-Darwinismus erscheint diesbezüglich wie eine Selbstkorrektur der zugrundeliegenden Technologie: eine Rückaneignung des Erinnerten durch den Nachweis seiner Bedeutsamkeit. Die Aporie des Vorgangs ist leicht einzusehen: Zum einen überlebt natürlich auch auf diese Weise die banale Information in den aufgerufenen Dateien, zum anderen geht damit gerade das verloren, was, nach Jahren des Vergessens, der Hilfe zum Erinnern vor allem bedarf.

Bleibt der Wert der digitalen Medien als Speichermedien somit ambivalent, so gibt es auch Stimmen, die mit Blick auf die hypertextuelle Strukturierungsform der digitalen Medien diese zum Instrument des Vergessens deklarieren. Der Vorwurf zielt darauf, dass Hypertext durch seine Linkstruktur den "eventuell vorhandenen Assoziationsreichtum in eine Dissoziationswüste" verwandle und damit "weniger ein Denken der Vernetzung" als das der "Verfransung" unterstütze.<sup>20</sup> "Die Neutralisierung der relevanzstiftenden Emphase", so spitzt Peter Matussek zu, "macht den Hypertext zu einem idealen Instrument des Vergessens [...] im Sinne der schieren Auslöschung von Bedeutung durch Dissoziation ihrer Komponenten."<sup>21</sup> Vorgefundenes wird vergessen, weil es gar nicht erst sinnstiftend als Erinnerungstoff formuliert werden kann.

Diese Schlussfolgerung kommt etwas schnell daher und lässt außer Acht, dass der Hypertext meist nicht Sätze auseinanderreißt,<sup>22</sup> sondern größere Texteinheiten dissoziiert, die in ihrer polyvalenten Zuordnung eher zu einem Bedeutungsüberschuss als zu einem Bedeutungsverlust führen. Dennoch trifft der Einwand prinzipiell, und zwar um so mehr, wenn er aus der Perspektive der Intertextualität diskutiert und festhält, dass Hypertext entgegen den verbreiteten Verlautbarungen durch seine Link-Alternativen nicht die Assoziations-Freiheit der Leser befördert, sondern einschränkt, da "die Annotationen [d.i. die Links des Autors] [...] die Konnotationen des Lesers [überschreiben]."<sup>23</sup>

Andere kollektive Schreibprojekte wählen andere Strukturierungsmethoden, die dem erklärten Ziel des kollektiven Erinnerens ernsthafter dienen. Zwei solcher Projekte sind Jan Ulrich Haseckes "Generationenprojekt. Ein halbes Jahrhundert im HYPERTEXT" und Guido Grigats "23:40". Beide nutzen die Chronologie als Ordnungsprinzip, was nahe liegt, wenn es um das erinnern geht. Allerdings führen die unterschiedlichen Zeiteinheiten zu völlig verschiedenen Ergebnissen: während im "Generationenprojekt" die Jahreszahlen des 20. Jahrhunderts Orientierung und Maßstab sind, sind es in "23:40" die einzelnen Minuten eines beliebigen Tages. Beginnen wir mit dem traditionelleren, aus Geschichtsbüchern reichlich bekannten Zeitstrahl.

## **2. "Generationenprojekt" – Geschichte von unten von oben**

Jan Ulrich Haseckes "Generationenprojekt"<sup>24</sup> beansprucht im Untertitel zwar, Hypertext zu sein, ist dies aber nur insofern, als man im Inhaltsverzeichnis die aufgelisteten Jahreszahlen (von 1950-1999) anklicken kann und prompt die Titel der zugehörigen Texte erhält, welche wiederum auf den Klick hin erscheinen. Die

Texte selbst sind frei von internen oder externen Verlinkungen und wollen vom Anfang bis zum Ende gelesen werden. Das Ganze könnte also ebenso und ohne große Verluste in Buchform vorliegen.<sup>25</sup> Dass der Untertitel nur Hochstapelei ist, bekommt dem Projekt allerdings recht gut, denn auf diese Weise wird jene "Auslöschung von Bedeutung durch Dissoziation ihrer Komponenten" vermieden, die Matussek dem Hypertext als Mittel des Vergessens attestierte.

Haseckes erklärte Intention ist "Geschichtsschreibung von unten": Das Projekt "soll zeigen, daß es neben der großen Geschichte in den Geschichtsbüchern auch die Geschichte der Menschen gibt: Der erste Kuß, Schulabschluß, neu in der großen Stadt, der Abschied - jeder von uns hat viele Erinnerungen, schöne und traurige, die es wert sind, festgehalten zu werden." So steht es im Editorial und vermittelt den Eindruck, als seien die Alltagserfahrungen eines Müllers hier gefragter als die Erinnerungen eines Politikers. Annales und Micro Historia gegen Ranke.

Gleichwohl weiss auch Hasecke um die grössere Anziehungskraft historischer Eckdaten gegenüber dem ersten Kuss von Lieschen Müller, und so gibt er vorsichtshalber einige Stichworte vor, wenn er sich im Editorial fragt: "Wie war das noch? Damals als die Mauer gebaut wurde, als der Minirock für Skandale sorgte, als die 68er auf die Straße gingen, als die RAF die Bundesrepublik terrorisierte, als Biermann ausgebürgert wurde, als Tschernobyl explodierte, als die Mauer fiel, als ... Schreiben Sie Ihre persönlichen Erinnerungen an wichtige Ereignisse der letzten 50 Jahre auf und schicken Sie sie ans Generationenprojekt. Hier werden sie veröffentlicht."

Diese Einbettung persönlicher Erinnerung in die Erinnerungen herkömmlicher Geschichtsbücher zieht sich durch das ganze Projekt. Hasecke zählt für jedes Jahr einige relevante Ereignisse auf und liefert mitunter einen kurzen Text zu wichtigen Ereignissen, bevor er darum bittet, die eigenen Erinnerungen niederzuschreiben und ans Generationenprojekt zu senden. Dieses Verfahren liegt als Rahmensetzung nahe, wirkt aber auch ein bisschen wie eine Absicherung gegen die Ungewissheiten, die aus der Geschichte von unten entstehen mögen: Was immer über erste Küsse und den Schulabschluss berichtet werden mag, es soll auch erwähnt sein, dass in diesem Jahr, nehmen wir 1953, Stalin starb, ein Arbeiteraufstand in der DDR blutig niedergeschlagen und Elisabeth II in der Westminster-Abtei gekrönt wurde.<sup>26</sup> Die Geschichte von unten entkommt nicht der 'Geschichte von oben', die Revolte verbeugt sich vor den alten Institutionen.

Geschichte von unten bleibt es freilich auch, wenn es sich nicht um den ersten Kuss mit der ersten Liebe handelt, sondern tatsächlich um Großereignisse wie Stalins Tod, die Studentenrevolte, den Mauerbau oder die Wiedervereinigung. Worum auch immer es in den konkreten Texten gehen mag, hier kommt der berühmte Mann von der Straße zu Wort. Die Anwesenheit der 'großen Geschichte' im Projekt hat ihren Sinn unter der Perspektive, dass dadurch eine interessante Spannung entsteht

zwischen den Erinnerungen jenes 'Mannes' und den anerkannten historischen Eckdaten, die entweder durch persönliche Erlebnisse mit Leben gefüllt oder durch ganz andere Erlebnisse einfach übergangen und damit gleichsam in ihrer Bedeutsamkeit relativiert werden. Die anwesende Geschichte von oben wirkt somit als Kontrastfolie und verhilft der Geschichte von unten erst zu ihrem Recht. Wir kommen darauf zurück, zunächst ein Blick auf die Texte des Projekts.

Für jedes Jahr werden so viele Erinnerungen aufgeführt, wie als Zusendungen eintreffen. Meistens sind dies zwei oder drei, im Spitzenjahr 1968 vier. Über große Strecken herrscht allerdings Schweigen, so von 1954 bis 1965 und von 1978 bis 1985. Auch die Zahl der beteiligten Autoren ist mit 19 im November 1999 noch recht überschaubar. Sehen wir uns die Jahre 1953, '68 und '89 etwas genauer an.

1953 bietet gleich zwei schöne Beispiele dafür, auf welcher unterschiedlichen Weise Geschichte von unten von unten sein kann. Das Eckdatum des Jahres ist Stalins Tod, Hasecke erinnert in einem Extra-Text noch einmal kurz die blutige Spur Stalins. Christian Erich Rindts Beitrag "Wie ich diese langen Strümpfe gehasst habe!" erwähnt Stalin allerdings mit keiner Silbe, sondern berichtet unbekümmert nicht über den Schulabschluss, aber über den ersten Schultag und über die Zumutung, mit sechs Jahren noch lange Wollstrümpfe tragen zu müssen. Das ist wahrlich Geschichte von unten: Während Millionen um den toten Stalin trauern und andere Millionen auf nun mögliche Reformen hoffen, konzentrieren sich Hass und Leiden eines Sechsjährigen auf Wollstrümpfe. Hier wird der Unterschied zwischen persönlicher Geschichte und offizieller, politischer Geschichte greifbar.

Der Erzähler in Julian S. Bielickis Beitrag, "Ballspiele. Eine Kindheit in Warschau", ist nur halb so alt und wusste gewiss nicht, wer Stalin war. Trotzdem handelt der Text von Stalin. Dieser steht nämlich als "Denkmal aus rotem Sandstein", von dem der Ball mit Zuverlässigkeit wieder zurückspringt, im Park der Wohnsiedlung des Erzählers. "Eines Tages", so heisst es im Text, "war der Kopf weg, zugleich sah ich den Kopf dieses Herrn auf der Titelseite unserer Kinderzeitschrift, schwarz umrandet. [...] Mit dem schnurrbärtigen Kopf verschwanden auch die Soldaten, die den Eingang zu unserer Siedlung bewachten." Auch das ist Geschichte von unten bzw. Geschichte konkret, denn sie wirkt wie der Kommentar Betroffener auf den letzten Satz in Haseckes Bericht zum Wirken Stalins: "Eine letzte stalinistische Säuberungswelle wurde durch den Tod des Diktators gestoppt. Sie richtete sich gegen ein angebliches Komplott jüdischer Kremelärzte und trug deutlich antisemitische Züge." Der Dreijährige, der mit dem Denkmal aus Sandstein sein Spielzeug verliert, ist Kind jüdischer Ärzte, die, wie es dann heisst, "sehr erleichtert zu sein [schienen], daß dieser Herr verschwunden war, weil sie bis dahin zunehmend von der Sorge getrieben worden waren, daß dieser Herr sie beschuldigen könnte, ihn zu vergiften."

1968 weist mit drei Attentaten (Martin Luther King, Rudi Dutschke, Robert Kennedy), den Studentenunruhen und dem Prager Frühling eine geradezu erschlagende Menge an gewichtigen Eckdaten auf. Kein Wunder, dass die vier Beiträge im Bann dieser Ereignisse stehen. Was sie leisten, ist die Zugabe des persönlichen Erlebens. So berichtet Christopher Ray unter dem Titel "Altes Spiel mit neuen Regeln" (unter dem wohl von Hasecke stammenden Stichwort "1968/Studentenunruhen") über die Revolution zwischen den Geschlechtern, als plötzlich die Frauen von Objekten der sexuellen Werbung, zu deren Subjekten wurden ("Eine ganze Rockerbande, selbst die versammelte RAF hätte dich nicht annähernd so in Bedrängnis bringen können").

Christian Erich Rindts Erzähler hat die Wollstrümpfe längst gegen Jeans eingetauscht und berichtet unter dem Titel "Die Frau ist uns um Jahre voraus" (Stichwort "Herbst 1968: die APO") vom Lehrling Mick, der für die proletarische Revolution glüht, an Sit-Ins gegen den Vietnamkrieg oder an SDS-Kongressen teilnimmt und an Küchentischen mit anderen bei Tee und Wein bis in die Morgenstunden diskutiert. Die Pointe dieser halb nostalgischen, halb kritisch-distanzierten Beschreibung liegt im konkreten Versagen der revolutionären Freunde Micks, als eine Frau sie mit der Bereitschaft konfrontiert, die Losung der freien Liebe auch zu praktizieren.

Rindts zweiter Text, "So wahr ich Sergej Iljitsch Eisenstein heiße ..." (Stichwort "Einmarsch der Warschauer Pakt Truppen in die CSSR"), schildert die "feindliche Übernahme" der Kieler SDAJ durch den Eintritt von 20 langhaarigen Trotzkiten, Anarchisten, Maoisten, die den nun überstimmten linientreuen Söhnen und Töchtern von DKP-Mitgliedern durch Protestresolutionen gegen den volksrechtswidrigen Einmarsch der Sowjetunion in Prag das Fürchten lehren. Hier liegt die Pointe darin, dass die Palastrevolte an der mangelnden Ausdauer der Rebellen scheitert, die schließlich lieber im Plattenladen "ne neue Scheibe von 'ner Band namens AC/DC" anhören, als die Versammlungen der SDAJ-Gruppe aufzusuchen und so die eigene Stimmenmehrheit zu sichern.

Auch An O'Nymes' "Die Geschäftsreise. Der Sommer, in dem alles möglich war" ergänzt den historischen Hintergrund mit einer persönlichen Erinnerung, nämlich dass jener Sommer voller Energien war, die den Erzähler auf einer unfreiwillig mitvollzogenen Geschäftsreise des Vaters zu einem erfolgreichen Poker um Lizenzen und Patentverkauf beflügelten und den Vater, dem dies ein Vermögen einbringen wird, zu einem Joint mit den Hippies des Stadtparks.

Das Jahr 1989 bleibt aus unersichtlichen Gründen ohne Auflistung der historischen Ereignisse (ebenso wie alle folgenden Jahre), ist aber mit Haseckes Text "Der Fall der Mauer" eindeutig festgelegt. Der einzige Beitrag, "November" von Margret Metz, schildert die Euphorie der Ereignisse aus der Perspektive der Leberkranken, die am 10. November plötzlich die Freunde aus dem Osten an ihrem Krankenbett sieht und so von der Maueröffnung erfährt, wenige Tage später ins Koma abgleitet und

wenige Wochen später im letzten Moment durch eine neue Leber gerettet wird. Der Schlusskommentar über die ersten Szenen der nationalen Wiedergeburt – “Und dann würde es nicht mehr sehr lange dauern, bis die Euphorie von 1989 der Ernüchterung der 90er Jahre weichen würde, und aus den glücklichen Menschen dieses Herbstes würden Besserwissis und dumme Osis werden. Aber noch wußte ich nichts von all dem.” – berührt aus dieser Perspektive einer persönlichen Wiedergeburt in besonderer Weise.

Diese Beispiele mögen genügen, um einen Eindruck der Texte zu vermitteln. Es wird deutlich, dass die historischen Großereignisse Bezugspunkt bleiben, durch die Erinnerungen des ‘kleinen Mannes’ aber ihre persönliche Einbettung erhalten. Der politische Aktionismus des 68er Sommers wird an einer AC/DC-LP gebrochen und an einer seltsamen Verbrüderung mit dem geschäftseifrigen Vater, der Mauerfall kommt nicht im Gewand der Sekt-Verbrüderungen auf offener Straße, sondern als plötzlich möglicher Krankenbesuch und wird an einer persönlichen Wiedergeburt kritisch gespiegelt. Die Ausrichtung der Geschichte von unten auf die von oben scheint aufzugehen.

Interessant ist, auf welche Weise die persönlichen Erfahrungen der Geschichte vorgebracht werden. Die Jahreseinteilung lädt natürlich dazu ein, die Aufzeichnungen der eigenen Tagebücher einmal zu überarbeiten und der Öffentlichkeit preiszugeben. Bei solch fleißigen Schreibern wie Christian Erich Rindt, der seinem Text zu 1953 und den beiden Texten zu 1968 einen zu 1969 folgen lässt, lässt die Wiederkehr der gleichen Figur dabei zugleich die verschiedenen Stationen einer Lebensgeschichte erkennen, die in diesem Falle mit dem Hass auf Wollsocken beginnt, Mick später auf SDS-Kongressen und in der Kieler SDAJ-Ortsgruppe zeigt und anschließend als Kleindealer im Knast.

Interessant ist auch, welcher Bezug zwischen erzählender und erzählter Person hergestellt wird. Während die meisten Beiträge in der ersten Person gehalten sind, ganz wie es einem Tagebuch oder der Autobiographie entspricht (so natürlich der sehr emotional gehaltene Bericht über die Leberkranke 1989), reden andere in der 2. Person über sich (so etwa, nicht weniger naheliegend, Christopher Rays Beitrag von 1968 über die Verwirrung des Mannes durch emanzipierte Frauen). Die 3. Person ist als distanzierendes Stilmittel für autobiographische Texte nicht ungewöhnlich und folglich auch hier oft zu finden. Sie wird mitunter ironisch gebrochen, wenn Fabian Köster über die Erlebnisse des Fabians berichtet (1990: “Die Nationalhymne im Radiowecker”), oder verrät sich unfreiwillig als nachträgliche Einsetzung, wenn Rindt schreibt: “Mick versuchte zu lesen. Keine Chance, ich (!) konnte sich nicht konzentrieren” (1969 “Spinning Weels”).

Bemerkenswert ist schließlich auch eine Art ‘horizontales Generationsgefälle’, das im Generationprojekt deutlich wird: ein Gefälle zwischen Ost und West. Obgleich das Projekt lange nach der Wiedervereinigung ins Leben gerufen wurde und obwohl

Lokalitäten keinerlei Einfluss auf Kenntnis und Zugang haben dürften, scheint keiner der BeiträgerInnen aus Ostdeutschland zu kommen. All die entscheidenden Daten – 1953, 1968, selbst 1989 und 1990 – werden von Westdeutschen gefüllt. Und wenn es 1990 „Jenaer Betrachtungen“ gibt, dann sind es die eines Westdeutschen, der im Osten ein Semester Chemie studiert und seine Erfahrungen mit den Umständen und Menschen vor Ort schildert. Dieses Gefälle in der Beteiligung hinterlässt Fragen danach, wie öffentlich, wie bekannt das Projekt wirklich ist. Der Gedanke, dass hier vorerst nur die Freunde des Projektleiters Beiträge liefern, ist sicherlich abwegig; die Erklärung, dass Ostdeutsche weniger erlebt und somit nichts zu berichten hätten, ist es nicht minder. Bedauerlich ist dieser Mangel ostdeutscher Beteiligung auf jeden Fall, denn gerade hier könnte eine Geschichte von unten, die aber den Blick auf die Großereignisse favorisiert, ihr aufklärerisches Potential gegen die Verlautbarungen der Medien entwickeln.

Die Versammlung individueller Erinnerungen in einem kollektiven Schreibprojekt, das damit vielleicht einen Baustein zum kollektiven Gedächtnis bildet, wirft, wie jedes kollektive Schreibprojekt, einige Fragen prinzipieller Natur auf. Insofern das Projekt durch den Projektleiter moderiert wird – was geraten scheint, schon um dumme Sprüche von Störenfrieden fernzuhalten –, ist zu fragen, wie weit die Macht des Projektleiters über die sich beteiligenden Autoren gehen sollte? Welche inhaltliche, welche formale Qualität darf er als Voraussetzung für die Sprecherlaubnis fordern? Wieviel Einfluss auf das Projekt, das *seine* Erfindung ist, steht ihm zu?

Hasecke geht diese Frage im Editorial an: „Ihr Text sollte allerdings zwei Bedingungen erfüllen: 1. Im Text sollte auf ein Ereignis Bezug genommen werden, das von allgemeiner Bedeutung war oder ist. Ihr Text kann z.B. Ihre individuelle Sicht auf ein großes oder kleines historisches Ereignis vermitteln oder Ihre persönliche Verstrickung in die Geschehnisse schildern. Sie können aber auch ein ganz persönliches Erlebnis schildern, das für Sie so wichtig war, dass Sie sich um die große Geschichte, die zur gleichen Zeit geschrieben wurde, gar nicht gekümmert haben. 2. Der Texte sollte eine gewisse literarische Qualität haben, so dass andere ihn gerne lesen.“

Die Teilnahmebedingungen sind denkbar vage und doch wohlgedacht formuliert. Die angemahnte „gewisse literarische Qualität“ bleibt in ihrem erwünschten Ausmaß klugerweise völlig dunkel, denn da man literarische Qualität nicht messen kann, sollte man erst gar nicht ein bestimmtes Maß angeben. Natürlich hat jeder seine Vorstellungen von literarischer Qualität, aber gerade weil diese Vorstellungen *jeder* hat und weil sie nicht objektivierbar sind,<sup>27</sup> ist der Projektleiter gut beraten, die Sache gleich so offen zu lassen, dass seine Entscheidung später nicht mit den eigenen Vorgaben angezweifelt werden kann. Das genannte Kriterium – „so dass andere ihn gerne lesen“ – könnte dabei schon zur Gefahr werden, denn man weiss ja, was das Publikum gerne liest.

Was den ersten Punkt betrifft, so verbirgt der Projektleiter sein Interesse an der Geschichte von oben nicht. Trotzdem nimmt er schließlich die Forderung der Verstrickung eigener Erlebnisse mit den Ereignissen von allgemeiner Bedeutung wieder zurück. Gottseidank möchte man sagen, denn diese Forderung wirft einen Schatten auf das Konzept der Geschichte von unten, da es die Subjekte der Erinnerung auf das verpflichtet, wovon sie eigentlich befreit werden sollen. Aber: Die Verpflichtung bleibt, als Richtungsanzeige, im Grunde auch nach dem Einlenken bestehen. Das "ganz persönliche[s] Erlebnis" muss, so die implizite Formulierung, schon von solcher Wichtigkeit sein, dass die Vernachlässigung der großen Geschichte entschuldbar ist.

Alle Indizien sprechen dafür, dass Hasecke wenig Interesse an den Erinnerungen eines Müllers hat, wenn darin nur die Mäuse, nicht aber die Mehlpreise, die allgemeine Wirtschaftslage und deren Veränderung durch aktuelle Kriegswirren vorkommen.<sup>28</sup> Mit der Relativierung der Bedingung allgemeiner Relevanz behält sich Hasecke allerdings vor, gegebenenfalls auch einen Beitrag ohne eine solche aufzunehmen, wie im Falle des Wollstrümpfe hassenden Sechsjährigen in Rindts Text zu Stalins Todesjahr, wobei diesmal die Nachsicht sicher schon deswegen geboten war, weil Rindt zuvor drei politisch ergiebige Texte zu 1968 und '69 geliefert hatte.<sup>29</sup>

Die Frage der Macht, die sich der Projektleiter im vorliegenden Falle auf geschickte Weise sichert, führt zum Dilemma aller kollektiven Schreibprojekte. Hasecke bemerkte anlässlich eines anderen Schreibprojekts, in dem die Macht der Maschine übertragen wurde, in der Mailinglist Netzliteratur einmal: "Wenn der Inhalt banal ist, und er ist es manchmal, dann ist dies eine notwendige Banalität, weil sie die Banalitäten des Netzes aufgreift."<sup>30</sup> Das gemahnt an frühere Diskussionen um den Wert von Dokumentarliteratur. Die zur Auswahl stehenden Parameter heißen auch diesmal Authentizität und Lesbarkeit; die Einwände der verschiedenen Parteien lauten: Was nützt Authentizität, wenn man sich durch Unmassen authentischen Datenmülls kämpfen muss? Was nützt Lesbarkeit, wenn sie mit der Amputation des Störenden erkaufte ist?

Hasecke schlägt sich mit den Teilnahmebedingungen des Generationenprojekts offenbar nicht auf die Seite der authentischen Banalität. Allerdings sind die Alternativen im vorliegenden Falle nicht so eindeutig, wie es klingt. Es geht nicht nur darum, Unsinn rauszuwerfen, es geht auch darum, Sinn zu- oder abzusprechen. Der heikle Punkt des Generationenprojekts ist genau das, was es im Untertitel anzeigt. Von wie weit unten darf Geschichte kommen? Wieviel Lebensgeschichte neben und ohne große Geschichte darf es sein? Die Problematik verdeutlicht ein Gedankenexperiment: 1989 ohne Maueröffnung, aber mit einem Todesfall in der Familie; 1990 ohne Wiedervereinigung, aber mit der Hochzeit des Erzählers/Autors; 1991 ohne Golfkrieg, aber mit der Geburt einer Tochter. Würden solche Texte ohne den geringsten Alibi-Bezug zur großen Geschichte die Evaluation überstehen?

Die Zuspitzung lässt ahnen, mit welcher Vorsicht man die Repräsentanz kollektiver Schreibprojekte bewerten muss. Insofern der Zugang für alle – der ja erst den Anspruch auf Repräsentanz rechtfertigt – seine Grenzen in den Intentionen des Projektleiters findet, überlebt im Resultat des kollektiven Schreibvorgangs ein Autor- und Werkaspekt, der durchaus individuell benennbar ist. Im vorliegenden Fall wird die später als CD-ROM geplante "Geschichte von unten" zunächst einmal Haseckes Geschichte von unten sein. Und da wir vermuten, dass Hasecke weniger an den Mäusen als an den Mehlpreisen liegt, könnte diese Geschichte von unten eine Interessenlage präsentieren, die möglicherweise gar nicht repräsentativ ist. Um es mit dem gemachten Gedankenexperiment zu sagen: Wenn die historischen Ereignisse der Jahre 1989 bis 1991 – Maueröffnung, Wiedervereinigung und Golfkrieg – in den entsprechenden Beiträgen irgendwie enthalten sein müssen, dann wird die "Geschichte von unten" schließlich aussehen, wie sich Geschichtslehrer "Geschichte von unten" vorstellen: aus einer individuellen, vielleicht ein bisschen verqueren, sicher auch ein bisschen falschen Perspektive, aber mit den richtigen Stichwörtern – ein Nachweis also, im schweren Schuldienst letztlich doch recht erfolgreich historisch bewusste Menschen erzogen zu haben.

Das ehrenwerte Unternehmen, den Erfahrungsschatz des Namenlosen der üblichen Reduktion auf Briefe und Erzählungen bei Familienfeiern zu entheben zur Mitteilung auch an die unbekanntenen Adressaten, wird damit ein recht unzuverlässiges Dokument des kollektiven Gedächtnisses hervorbringen. Ein Vorwurf, dessen Schwere freilich an der Alternative des absoluten Nicht-Eingriffs zu messen wäre. So problematisch die von Hasecke installierte Ordnung des Erinnerns als Erinnern an Ereignisse von allgemeiner Bedeutung auch ist, die unmoderierte Zulassung aller Einsendungen wäre kein geringeres Übel. Unter Unmassen banaler, schlechter Texte würde ein Projekt nur noch moralisch argumentieren und auf seine Authentizität pochen können, aber kaum Leser gewinnen. Es wäre dann zwar ein unverfälschtes, repräsentatives Dokument des kollektiven Erinnerns – dessen Banalitäten lediglich den Vorrat an existierender Banalität im Autoren-Publikum spiegeln würden –, aber was nützt dies, wenn keiner es lesen mag.

Damit kommen wir zur oben bereits angesprochenen Alternative zurück, vor der jedes kollektive Projekt steht: der Wahl zwischen Authentizität und Qualität. Zugleich stoßen wir zum Aspekt des "literarischen Feldes" (Bourdieu) vor. Dieses Feld etabliert sich allmählich auch im digitalen Bereich, und zwar durchaus in Anlehnung an das traditionelle. Im Falle des Generationenprojekts fällt z.B. der Plan auf, das Projekt später als CD-ROM herauszugeben, was der Logik des traditionellen Literatursystems folgt, ein greifbares, gewissermaßen abgeschlossenes Werk zu erstellen, das vermarktet werden kann. Da die Vermarktung von Interaktivität bzw. Authentizität im traditionellen Literatursystem nicht vorgesehen ist bzw. nach den Zeiten der Dokumentarliteratur sich nicht als Option halten konnte, muss das Produkt Qualität aufweisen. Die wiederum ist ohne Moderation nicht zu haben, denn

auch für kollektive Schreibprojekte gilt: Sie sind so gut wie ihr schwächster Beitrag. Das ist zwar für eine Sammlung eigenständiger Texte weniger akut als für Projekte, deren Teile aufeinander aufbauen, spielt aber auch im ersten Falle eine wichtige Rolle. Die Vermarktungsmöglichkeiten einer gesammelten Geschichte von unten steigen und fallen mit dem Angebot einer ausgewogenen Mischung von Authentizität und Qualität (inhaltliche und literarische Relevanz eines Beitrages, "so dass andere ihn gerne lesen"). Die spannende Frage bleibt, ob das schließlich vorliegende Mischungsverhältnis tatsächlich Aussagen über Art und Weise des kollektiven Erinnerens zulässt oder eher das Werk eines individuell benennbaren Autors darstellt.

Der Blick auf diese Konstellationen dürfte deutlich gemacht haben, dass auch die Interaktivität im Internet aus verschiedenen Gründen nur bedingt der Leitung und Beschränkung durch bestimmte Regeln entkommt. Zwar ist mit dem Internet eine neue Qualität des Redens eingetreten, zwar beseitigt das Internet in der Tat viele traditionelle Zugangsbarrieren und öffnet damit zugleich die Schleusen zu einer gewissen Überproduktion an öffentlicher Rede. Aber diese Rede ist deswegen nicht unbedingt frei von Organisation und Kanalisierung.

Um es mit Bezug auf die Türsteher-Metapher zu sagen: Jeder kann jetzt sein eigener Türsteher sein – einmal abgesehen von vorgelagerten Türstehern der Provider, die Kinderpornographie und Rassismus von ihrem Server fernzuhalten haben. Das Problem ist nur, dass dann jeder auch sein eigenes Haus bauen muss. Um diesem Aufwand zu entgehen, der zudem nicht verlockend ist, wenn das Grundstück am sumpfigen Waldrand liegt, geht man gelegentlich freiwillig durch die Türen anderer, vorzugsweise derer, deren Adresse der Marktplatz ist. Dort gibt es zwar Regeln, die man nicht selbst verfasst hat; sofern sie moderat sind, mag man sie für die helle Wärme und die Gesellschaft anderer jedoch leicht in Kauf nehmen. Man kann immer wählen, im eigenen Haus ungesehen im Pyjama zu trinken oder im Wirtshaus in Gesellschaft. Leiter kollektiver Schreibprojekte sind Wirtshausbesitzer oder auch Götter, wie es in einem anderen Schreibprojekt metaphorisch und unverblümt zugleich heisst.<sup>31</sup>

Das Besondere an kollektiven Schreibprojekten bzw. kollektiver Rede-Produktion ist die Varianz und Mobilität der Regeln, die daraus resultiert, dass die "Polizei des Diskurses" hier durchaus wieder als Person auftritt und nicht nur als ein depersonalisiertes System von Regeln. Die Erteilung der Sprecherlaubnis liegt in der Macht eines benennbaren Projektleiters. Das schließt nicht aus, dass der bzw. die Projektleiter, wie im Falle des "Assoziations-Blasters", den Großteil ihrer Macht an eine Maschine delegieren. Aber auch bzw. gerade diese Delegation basiert auf der Re-Personalisierung von Diskursmacht.

Die Qualität eines kollektiven Schreibprojekts ist zu messen an den Vorgaben des Projektleiters. Dieser oder diese wird gerade angesichts der Überproduktion von

Rede im Internet und angesichts des damit verschärften Kampfes um Aufmerksamkeit klare Regeln setzen müssen, um dem Projekt eine spezifische Qualität zu geben, die sich, gewissermaßen als erkennbares Label, auch an ein spezifisches Publikum adressieren lässt. Die von den Stichworten der großen Geschichte gelenkte Geschichtsbetrachtung von unten ist das Qualitätsmerkmal, für das Jan Ulrich Haseckes Name auf der Splashpage der Website oder schließlich auf dem Cover einer CD-ROM bürgt. Eine Geschichte von unten und ein Ergebnis kollektiven Erinnerns, gewiss, aber eines, das an Hasecke vorbei musste.

### 3. "23:40" – Erinnern in der Warteschleife

Während in Haseckes Schreibprojekt Jahre mit Texten zu füllen sind, sind es in Guido Grigats Schreibprojekt die Minuten eines Tages. Im "Generationenprojekt" sind die Ordnung der Erinnerung die konkreten Jahre, die Basis des Erinnerns das historische Bewusstsein. In "23:40" liegt die Ordnung in konkreten Minuten eines nicht näher bestimmten Tages; das Erinnern ist in seltsamer Weise unhistorisch-konkret. In diesem Projekt geht es darum, die 1 440 Minuten des Tages, die hier als 1 440 Web-Seiten daherkommen, mit Texten zu füllen. Grigat spricht von "Erinnerungen" und "kollektivem Gedächtnis" und verweist in der Einleitung gleich auf den dialogischen Aspekt des Erinnerns im Projekt: "Welche Erinnerungen haben Sie an bestimmte Zeitpunkte? ...und die anderen? Finden Sie es heraus! Halten Sie es fest!"

Allerdings handelt es sich dann eher um die Produktion als um das Aufschreiben von Erinnerungen, denn die Beiträge sind zumeist Berichte über das augenblicklich Geschehene oder Gedachte, das erst in einem nächsten Schritt zum Erinnerten wird. Drei herausgegriffene, einander folgende Beispiele mögen einen Eindruck der Texte geben.

Der Eintrag unter 09:15 lautet: "Achtzehn Telefonate. Telefonprotokoll (aus dem Gedächtnis) 2. Telefonat (10.12.1997) ca. 9.15 Uhr mit 030 3759 xx xx (Anrufbeantworter) Ich melde mich an, versuche es zumindest, hinterlasse meine Telefonnr. + Faxnr. und erwarte einen Rückruf."

Unter 09:17 heisst es: "Gerade mit dem Verfassungsdienst des Landes Oberösterreich telefoniert, bei dem man mir mitteilte, daß es zwar nicht ganz rechtens sei, daß eine Behörde schon einen Tag vor Ablauf einer gesetzlichen Einspruchsfrist eine Strafverfügung ausstellen könne, weil sie ja nicht hellseherisch erwarten dürfe, daß diese Frist ungenützt verstreiche, aber es ginge ja nur um einen solchen Bagatellbetrag, sodaß der Weg zum Verfassungsgerichtshof oder gar nach Straßburg zum Europäischen Gerichtshof zwar möglich wäre aber doch in keinem

Verhältnis zu der Sache stünde, und ich daher großzügig sein sollte, vor allem deshalb, da ich die Kosten für die unbedingt notwendige juristische Vertretung in jedem Fall selber zu tragen hätte, da eine bestehende Rechtsschutzversicherung nur Beträge über der Bagatellgrenze abdecke, sodaß das Recht hier nicht billig zu haben sei, wenn es um so billige Angelegenheiten wie bestehendes Recht ginge, das letztlich mich selber doch recht teuer käme.”

Unter 09:18 schließlich steht: “ich mache die mailbox auf und lade die 27 mails herunter, die sich letzte Nacht angesammelt haben - einige wandern sofort in den Papierkorb, denn ich habe keine Lust, mich mit Werbebotschaften amerikanischer provider herum- zuschlagen - zwei aus der Literaturliste beantworte ich spontan, an einer Antwort feile ich lange herum, einige lese ich und ebenfalls ab in den Papierkorb - ueber eine mail freue ich mich, denn sie fuehrt ein Gespraech ueber RL und VL weiter, die sich gestern fuer einen kurzen Augenblick so seltsam beruehrt hatten, diese mails sind [zu?] kostbar fuer den trash und ich wickle ein virtuelles Band herum (pfui, wie kitschig, ich lege sie in einen Ordner) - nur noch eine mail bleibt - der Absender ist ein Freund im fernen Wien - ich klicke drauf, denn Klicken ist der Rhythmus des VL - doch in dieser mail holt mich das RL ein: mein Freund aus der Schulzeit teilt mir in der mail den Tod meines besten Freundes mit.”

Diese Beiträger erinnern sich nicht im Moment des Schreibens, sondern überliefern den Moment des Schreibens bzw. vor dem Schreiben dem Erinnern. Das somit Gesicherte gibt banale Alltagsverrichtungen wieder, informiert über den Deckungsradius von Rechtsschutzversicherungen oder konfrontiert, wie im Falle des gestorbenen Freundes, mit den Konfrontationen anderer; Material von mitunter zweifelhaftem Erinnerungswert. Das Faszinierende des Projekts liegt wohl weniger im Aufgeschriebenen als in der Art, wie man dazu Zugang findet. Dies wird die Jury des Ettlinger Internet-Literaturwettbewerbs<sup>32</sup> schließlich auch bewogen haben, “23:40” den Projektpreis zuzusprechen. Juror Michael Charlier kommentiert in seiner Laudatio: “Eine feste, bis zur Starrheit gehende Form und größte Beweglichkeit des Inhalts spielen hier, zumindest bis alle Minuten angefüllt sind, ein denkwürdiges Spiel, wie es so nur im Netz möglich ist. Der Schreiber hat alle Freiheit, doch der Leser muß warten, bis der in manchen Stunden quälend lange Raum zwischen den Erinnerungen überbrückt ist – dann dauert seine Chance genau eine Minute, aber morgen ist wieder ein Tag.”<sup>33</sup>

Charlier spricht über das Präsentationsprinzip, jede Minute nur ‘zu ihrer Zeit’ und nur für diese zugänglich zu machen. Das Programm schaltet nach 60 Sekunden automatisch zur nächsten Minute, wer dann den Text noch nicht gelesen hat, muss 24 Stunden warten. Jan Ulrich Hasecke, der dem Projekt ebenfalls Strenge “von geradezu klösterlicher Disziplin” attestiert, spricht den philosophischen Tiefsinn aus, der hinter dieser seltsamen Verknappung der Zugänglichkeit liegt: “Es [das Projekt] weigert sich die jederzeitige Verfügbarkeit von Texten mitzumachen, es rückt den

9:13-Text nur um 9:13 heraus. Ein subversives Spiel mit unserer Rezeptionserwartung.“<sup>34</sup>

Damit sind wir bei der besonderen, man möchte sagen ‘teuflischen’ Konstruktion des Projekts, die vier eingehender zu betrachtende Konsequenzen mit sich bringt. Sie ist: 1. Verweigerung der ständigen Verfügbarkeit der Texte; 2. Rückkehr der schriftlichen Kommunikation zu den Bedingungen der mündlichen; 3. Verwandlung des Lesers zum Schreiber; 4. Einheit von Erinnern und Vergessen.

## **1. Verweigerung der ständigen Verfügbarkeit der Texte**

Die Verweigerung der jederzeitigen Verfügbarkeit der Texte muss nicht weiter kommentiert werden. Ihre Bedeutung liegt auf der Hand, wenn man sich vor Augen führt, dass das Internet mit seiner Linkstruktur uns gerade an den unverzüglichen Zugang zu Daten gewöhnt. “23:40” erzieht in dieser Hinsicht zum Warten, das natürlich nicht so aussehen wird, dass die Leser vor dem Bildschirm tatenlos und unendlich geduldig auf die nächste beschriebene Minute warten, sondern so, dass sie von einer anderen Beschäftigung immer wieder zu diesem Projekt zurückkommen. Der Effekt dieses ‘Wartens’ liegt dennoch im erbrachten Interessenachweis, der irgendwann auch mit einem neuen Texthäppchen als Lektüre belohnt wird.

Während die pädagogische Intention des besonderen Präsentationsprinzips somit die Erziehung zur Geduld zu sein scheint, treibt dieses Präsentationsprinzip andererseits zur Eile, wenn eine Minute mit einem recht langen Text erscheint. Wer sich hier Zeit lässt, riskiert, auf die letzten zwei, drei Sätze einen Tag warten zu müssen, und so etwas mag unerträglicher sein, als den Text gar nicht erst zu Gesicht zu bekommen.

Was die gegensätzlichen Faktoren Geduld und Ungeduld verbindet, ist die Aufwertung des Zugangs zur Schrift. Jan Ulrich Hasecke hat an 23:40 die Erzeugung eines fast schon vergessenen Gefühls hervorgehoben: “Das Glück des Lesens, das früher einmal all jene ergriffen haben muss, die aus bescheidenen Verhältnissen kommend zum ersten Mal eine gut ausgerüstete Bibliothek besuchen durften.“<sup>35</sup> Man musste lange warten auf diesen Moment, und man ist irgendwie gut beraten, jetzt keine weitere Zeit zu verlieren.

## **2. Schriftliche Kommunikation zu den Bedingungen der mündlichen**

Bedeutet die Verschriftlichung der Kommunikation gegenüber ihrer mündlichen Variante eine doppelte Situationsentbindung – von gleicher Anwesenheit in Zeit und Raum – , so schafft “23:40” durch sein Präsentationsprinzip eine Sonderform der

Situationsgebundenheit. Indem die *gemeinsame Zeit* zur Grundlage der Kommunikation gemacht wird, werden innerhalb einer schriftlichen Kommunikation partiell die Teilnahmebedingungen der mündlichen Kommunikation reetabliert. Dies geschieht allerdings nicht in der Form, wie man es vom Telefon kennt: Nicht die Zeit des Berichts, sondern eine festgelegte Zeit seiner 'Ausstrahlung' muss mit der Zeit der Anwesenheit des Rezipienten übereinstimmen. Die Situation ist vergleichbar mit der Kommunikation in den zeitbasierten Medien Radio und Fernsehen.

Die Nähe zu diesen Medien kann noch forciert werden, wenn der Autor eines Textes einen langen und recht kompliziert ausgedrückten Text in den Zeit-Raum einer Minute setzt.<sup>36</sup> Der zu langsame Leser wird, wenn er den Text nicht rechtzeitig runtergeladen hat und anhaltendes Interesse vorausgesetzt, auf die nächste Möglichkeit der Lektüre warten müssen (also n mal rund 24h), womit dieses Projekt die gleiche Fortsetzung-folgt-Strategie einsetzt, mit der Radio und Fernsehen ihr Publikum zu bestimmten Zeiten 'um sich' versammeln. Eine andere, tatsächlich eingesetzte Möglichkeit ist die Verteilung zusammengehörender Texte auf verschiedene Zeitpunkte, die die Leser zu bestimmten Zeitpunkten an den Bildschirm zwingt.<sup>37</sup> Diese Möglichkeit kann freilich individuell genutzt werden, indem ein Autor adressierte Leser auf seinen 'besonders spannenden Text' hinweist, der z.B. um 3:07 Uhr in der Nacht erscheint.

Wenn die schriftliche Kommunikation sich hier zum Teil wie eine mündliche verhält, erwachsen daraus ganz neue Ausdrucksformen. Man muss annehmen, dass die Festlegung auf den Ein-Minuten-Takt die Vermittlung existentieller Erfahrungen ausschließt. Diese Gefahr besteht durchaus, selbst wenn es mitunter gelingen sollte, dem Prokrustesbett der 60 Sekunden zu entkommen und einen Text auf mehrere freie Minuten hintereinander zu verteilen. Aber die Präsentationsform von "23:40" bietet auch ganz neue Möglichkeiten, solche Erfahrungen nahe zu bringen.

Ein Beispiel ist jener oben abgebildete Bericht über die per Email erhaltene Nachricht vom Tode des besten Freundes. In dem dieser Minute folgenden Abschnitt 09:19 steht nicht mehr als: "PS: RL ist SCHEISSE!" Diese vulgäre Fortsetzung der Todes-Nachricht aus dem realen Leben ist, wie Grigat bestätigt, vom gleichen Autor, der damit seinem Freund eine Schweigeminute verschafft. Die programmatische, programmgesteuerte Verknappung der Schreibzeit, die Mitteilung auf Banalitäten zu reduzieren droht, wird hier im Gegenteil zur Basis einer sehr bewegenden Mitteilung durch die freiwillige Verknappung der Mitteilung. Die Leser, gefangen im Minutentakt, sind gefangen im Gedenken des Todes – sie können weggehen, wie man immer auch weggehen oder wegdenken kann in solchen Situationen, aber sie können nicht fortfahren.<sup>38</sup>

### 3. Verwandlung des Lesers zum Schreiber

Jedes kollektive Schreibprojekt ist ein System der wechselseitigen Leser-Autorschaft; Leser sind potentielle Autoren, Autoren sind zuverlässige Leser. Dies gilt für "23:40" nicht minder als für das "Generationenprojekt", den "Assoziations-Blaster" oder "Beim Bäcker". Grigats Projekt forciert den Rollentausch allerdings in ganz besonderer Weise, indem es die Anzahl möglicher Autoren beschränkt durch die Beschränkung der Schreibplätze.

Wenn man so will, ist die Minute in "23:40" die Aktie, die sich der Leser erwerben kann, um als Autor aufzutreten. Für die Gegenleistung eines Textes erwirbt man sich eine, allerdings anonyme Ausdehnung in Zeit und Raum. In einer Lesermeinung wird dieser Aspekt unter dem Slogan "23:40 Macht deine Zeit zur Ewigkeit" expliziert: "Erinnerungen bewahren – einfrieren für die Ewigkeit. Und wenn nur ein Moment, eine Minute in Ihrem Leben bemerkenswert ist, hier ist der Platz, an dem er zur Erinnerung der Menschheit wird." Die finanztechnische Sicht der Dinge lässt sich mit dem Vermerk fortführen, dass es in dieser '24-Stunden-Aktiengesellschaft' günstigere und weniger günstige Aktien gibt, und zwar zu je gleichen Konditionen. Welches die günstigeren Aktien bzw. Minuten sind, weiss jeder, der sich einmal Zugriffsstatistiken zu Websites angesehen hat; die übliche Schlafenszeit, soviel ist gewiss, bringt jedenfalls nicht die 'Höchstausschüttung' an Lesern, und der Blick in die Statistik von "23:40" bestätigt, dass auch hier 20 Uhr die beste Sendezeit ist.<sup>39</sup> Eine Pointe in "23:40" liegt nun darin, dass nicht die Autoren die Aktien besitzen, sondern diese die Autoren.

Aleida und Jan Assmann betonen, dass die Loslösung der schriftlichen Kommunikation vom zeremoniellen Verlautbarungsanlass ihr die unmittelbare Bedeutsamkeit der mündlichen Rede nimmt und dieser Verlust durch die Schaffung der Legitimationsinstanz Autor kompensiert wird.<sup>40</sup> So scheint es nur folgerichtig, wenn im vorliegenden Falle eines wiederhergestellten zeremoniellen Verlautbarungsanlasses auch die Autorinstanz wieder aufgelöst wird. An die Stelle des Autors tritt der Verlautbarungsanlass der richtigen Minute. Und zwar geschieht dies im banalen wörtlichen und im tieferen übertragenen Sinne: Die Minute nimmt die Stelle ein, an der sonst der Autorname steht, und sie ist Anlass der Textproduktion.

Dass die Texte keine Autornamen tragen, entspricht zunächst einmal ganz dem Wesen des Mediums. Da Autorschaft Werkherrschaft ist<sup>41</sup> und da im Internet nur der Administrator der Website diese Werkherrschaft besitzt,<sup>42</sup> ist es konsequent, auch nur dessen Namen anzuführen. Inwiefern der Autor- und Werkbegriff bei einem kollektiven Schreibprojekt an dessen Leiter zu binden sind, wurde schon am Beispiel des "Generationenprojekts" diskutiert; dass "23:40" nur Guido Grigats Namen aufweist, trägt diesem Umstand sehr genau Rechnung.<sup>43</sup>

Die Anonymität besitzt ihren tieferen Sinn freilich darin, dass im Grunde ja tatsächlich die Minute wenn auch nicht Autor, so doch motivationsspezifisch Urheber/Ursache des Textes ist. Denn die Minute, die noch nicht beschrieben ist, ruft ihren Lesern entgegen, sie zu füllen: "Leider", so liest man bei jeder leeren Minute, "kann sich 23:40 zu diesem Zeitpunkt an nichts erinnern. Können Sie dem kollektiven Gedächtnis auf die Sprünge helfen?" In diesem Ausruf versteckt sich der tiefere Grund des Erinnerns in "23:40".

Es wurde schon gesagt, dass das Projekt weniger die Erinnerungen der Beiträger aufweist als deren Erlebnisse. Grigat kommentiert: "Was den Erinnerungscharakter angeht: wie gesagt, ich bin nicht sicher, ob ich mich entscheiden muessen moechte zwischen: Schickt mir Eure Erinnerungen oder: schickt mir Eure Erlebnisse, damit wir uns erinnern."<sup>44</sup> Aber es geht auch nicht so sehr um das Erinnern fremder Erlebnisse – "Im Grunde erinnert natuerlich nur der Schreiber beim Lesen des selbst Geschriebenen"<sup>45</sup> – und eigentlich geht es auch nicht um das Erinnern im Angesicht der festgehaltenen eigenen Erlebnisse. Es geht um das Erinnern angesichts nicht festgehaltener Erlebnisse.

Die Leerstelle der unbeschriebenen Minute ist die Erinnerungsstelle, sie veranlasst den wartenden Leser, in sich zu gehen, zu erinnern bzw. zu vergegenwärtigen, mit dem Ergebnis einer Notiz. "23:40" nutzt die Methode der Konzeptkunst, durch entgegengebrachtes Schweigen den Rezipienten zum Produzenten zu machen. Das berühmte Vorbild ist John Cages Klavierstück "4'33'" (1953), wo das viereinhalbminutenlange Schweigen des Pianisten die Geräusche der Zuhörer provoziert, als eigentlichem Inhalt des Stückes. In "23:40" provoziert die schweigende Minute. Da das zu den Bedingungen mündlicher Kommunikation geschieht (zeitliche Identität von Verlautbarung des Textes und Anwesenheit der Rezipienten), gibt es tatsächlich ein Publikum, das dieses Schweigen gemeinsam erfährt. Der Unterschied zwischen "23:40" und "4'33'" ist, dass in unserem Falle das Publikum nicht beieinander sitzt, sondern an isolierten Computern, und somit dem Schweigen jederzeit entfliehen kann. Insofern produziert das Schweigen nicht zwangsläufig Geräusch, während die umgekehrte Formel durchaus gilt: Geräusch resultiert aus Schweigen.<sup>46</sup>

Dass der Platz, an dem man dieses 'Geräusch' schließlich 'hören' kann, nicht zwangsläufig der Zeitpunkt seiner Verursachung ist, empfindet man allerdings als Inkonsequenz. Das Projekt bietet den Autoren die Freiheit, die Minute selbst zu wählen, in der der eingesandte Text zugänglich sein soll. Das bedeutet, dass die an eine bestimmte Zeit im Projekt gebundene Erfahrung der Leere nicht zwangsläufig als Erfahrung dieser Zeit wirksam wird.

Ein Grund der vorliegenden Inkonsequenz ist gewiss die Problematik der Kontrolle. Wie will man sichern, dass ein für die Minute 23:45 bestimmter Text auch tatsächlich in dieser Minute geschrieben wurde und somit die Authentizität erreicht

wird, die die Ersetzung des Autornamens durch die Minutenbezeichnung erwarten lässt? Man kann maximal voraussetzen, dass der Text in dieser Minute verschickt wurde, da die Email den Zeitpunkt im Absender zeigt. Dies würde im günstigsten Fall bedeuten, dass der Text in der Minute zuvor geschrieben wurde, im weniger günstigen, dass er schon Stunden früher vorlag, jetzt aber immerhin abgesandt wird. Man kann jedoch nicht ausschließen, dass das Mailprogramm auf die Versendung in dieser Minute eingestellt wurde und der Autor schon schläft, mit Freunden beim Wein sitzt oder anderweitig keinen Gedanken an diese Minute in dieser Minute verschwendet.

Die Inkonsequenz ist jedoch nicht nur Folge mangelnder Überwachungstechnik, sondern auch der Konzeption. Grigat sieht in der Übereinstimmung zwischen der Minute der Einsendung eines Textes und der Minute seiner Präsentation keine Notwendigkeit: "die Frage ist, ob es fuer den Charakter des Projekts oder die Aussage des Projekts noetig ist, den Schreibvorgang genauso konsequenten Bedingungen zu unterwerfen wie den Lesevorgang. Ist es imho absolut nicht."<sup>47</sup> Dieser absoluten Verneinung widersprechen wir entschieden: Wenn man einen um 7:13 verfassten Text in die Minute 19:05 setzen kann, ergibt sich die Frage nach der Semantik der konkreten Uhrzeit. Man hätte dann die 1 440 Minuten eines Tages auch einfach aufwärts zählen und unverblümt von 'Zeiteinheit 373' oder 'Zeiteinheit 658' reden können, unter dem Titel "1 360" statt "23:40".

Natürlich bleibt der Umstand, dass ein Text nur zu seiner Zeit abrufbar ist. Aber der Bedeutsamkeit, der Aura der 'bestimmten Minute' wird somit die vorangegangene Handlung genommen. Wenn die zeitliche Festlegung des Zugangs zum Text nur auf der Seite der Rezeption besteht, wirkt das ganze wie ein Spiegelbild ohne Original. Die 'schriftliche Mündlichkeit' der kommunikativen Konstellation von "23:40" geht dann verloren, die so faszinierende zeitversetzte Identität von Verlautbarungsanlass und Rezeptionsmoment schwindet auf die auch recht interessante, aber von Radio und Fernsehen eben auch schon reichlich bekannte Identität von Ausstrahlungs- und Rezeptionsmoment.

Dieser Vorwurf basiert auf einer Grundlage, die Grigat gar nicht teilt. Da für ihn nicht die leeren Minuten die eigentlichen Autoren der Texte sind – "Ich erinnere mich eher beim Lesen der eingesandten Texte an etwas, als beim Betrachten der Nullseiten"<sup>48</sup> –, sieht er auch nicht die Notwendigkeit, die Texte an die Minuten ihrer Einsendung zu binden. Und da er das zugrundegelegte Konzept nicht teilt, ist auch die Rede von konzeptionellen Mängeln nicht fair. Allerdings ist dann zu fragen, worin das Konzept eigentlich besteht. Worin liegt die zeitliche Spezifik der Textpräsentation? Repräsentiert die konkrete Minute im Projekt den Zeitpunkt eines Geschehens, den Zeitpunkt eines erinnerten Geschehens oder den Zeitpunkt des Erinnerns an ein Geschehen?

Die Fragestellung mag kleinlich wirken, gleichwohl ist die Antwort erheblich, denn sie bestimmt den Charakter des ganzen Projekts. Im ersten Falle würde es auf Ereignisse festgelegt werden, die jemand jetzt aufschreibt und erst im Moment des späteren Lesens in "23:40" erinnert. Im zweiten und dritten Fall würde es sich um Erinnerung handeln, die dem Aufschreiben vorausgeht. Dieser unterschiedliche Einsatzpunkt des Erinnerns vor oder nach dem Aufschreiben und Einsenden verändert wesentlich die Stellung des Projekts zum Erinnern: als dessen *Produkt* oder *Anlass*.

Damit liegen praktisch zwei grundverschiedene Ansätze vor, die Text-Präsentation einer bestimmten Minute zu semantisieren. Geht es um Ereignisse – ist das Projekt also Anlass des Erinnerns –, müssten konsequenterweise erzählte und repräsentierende Tages-Zeit übereinstimmen. Die Öffnung der E-Mail mit der Todesnachricht in der Projekt-Minute 9:18 ist dann idealerweise tatsächlich um 9:18 (an irgendeinem Tag) erfolgt, was dieser Minute eine Authentizität gibt, die sie im Erinnerungsgeflecht des Projekts fortan (an jedem Tag) als diese eine Minute der Todesbotschaft konnotiert.

Werden nicht Ereignisse notiert, sondern Erinnerungen – ist das Projekt also Produkt des Erinnerns –, würde die repräsentierende Projekt-Minute entweder ebenfalls den Zeitpunkt eines Ereignisses anzeigen (der sich dann vom Zeitpunkt des Niederschreibens unterscheidet) oder den Zeitpunkt des Erinnerns an ein Ereignis. Im letzteren Falle dürfte der abendliche Opernbesuch durchaus eine Projekt-Minute der Morgenstunden besetzen; der semantische Wert dieser Minute läge dann etwa im Hinweis darauf, wann eine Erinnerung eintritt.

All diese drei Varianten sind eine sinnvolle Möglichkeit, die zeitlich strukturierte Ordnung des Erinnerns in "23:40" zu semantisieren. Allerdings sind sie dies wohl nur in ausschließlicher Anwendung. Der Einsatz aller drei Varianten zugleich deutet eher auf Indifferenz gegenüber der Beziehung des Projekts zum Erinnern und weist damit doch wieder auf Mängel in der Konzeption. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn gelegentlich auch eine vierte Variante benutzt wird, nämlich jene vorher erörterte des Eintreffens eines Textes.<sup>49</sup> Verzichtet die im Projekt eingesetzte Ordnung des Erinnerns jedoch auf eine stimmige Semantisierung, wirkt die raffinierte Konstellation des vorgefundenen zeremoniellen Verlautbarungsanlasses als nicht viel mehr denn technische Spielerei, die ihr eigenes philosophisches Potential nicht einzuholen vermag.

Ein Ausweg läge darin, schließlich doch die Minute als eigentlichen Autor des Textes zu verstehen und demzufolge dessen Eingangszeit – als ungefähre Produktionszeit – konsequent zur Präsentationszeit zu machen.<sup>50</sup> Die Authentizität der Minute ist dann nicht in ihrer Identität mit erinnerten oder erlebten Ereignissen zu sehen, sondern in ihrer Rolle als Anlass der Textproduktion. Der Akzent läge in ihrer Verwandlung von einer leeren zu einer beschriebenen Stelle, was ja immer auch die

Verwandlung eines Lesers in einen Schreiber bedeutet. Das Merkmal einer jeden beschriebenen Minute wäre aus dieser Perspektive nicht, womit sie beschrieben ist, sondern *dass* sie beschrieben ist. Genauer gesagt: dass sie *schon* beschrieben ist. Dies entspräche voll und ganz der Logik des Projekts, dessen Wesen ja darin besteht, dem Zustand der völligen Beschriftung entgegenzugehen.

#### 4. Einheit von Erinnern und Vergessen

Jan Ulrich Hasecke wünscht "23:40": "Möge das 'Kollektive Gedächtnis' nie von Alzheimer befallen werden."<sup>51</sup> Ein gutgemeinter, naheliegender Wunsch, wenn es ums Erinnern geht. Trotzdem möchten wir widersprechen. Denn wenn "23:40" nicht vergisst, geht es, anders als Haseckes eigenes Projekt, ein.

Das Problem liegt auf der Hand. Kollektive Schreibprojekte leben vom ständigen Rollentausch ihrer Leser-Autoren und sind weniger ergebnis- als prozessorientiert angelegt. Sie kommen zumeist nicht an irgendein Ende, sondern hören irgendwann, nach Monaten des Dahin-Existierens mit reduzierter Lebensenergie (wie im Falle "Beim Bäcker"), einfach auf. "23:40" zielt von seiner Anlage her jedoch auf das unausweichliche Ende. Da in diesem Projekt der Mangel an Schrift zur Produktion von Schrift führt, wird die Beseitigung des Mangels auf der Rezeptionsebene einen Mangel auf der Produktionsebene verursachen. Auch wenn heute noch nicht einmal ein Viertel der Plätze belegt ist, die Zeit wird kommen, da es nur noch zehn, fünf, zwei freie Minuten gibt. Wird die Füllung aller Minuten die Vollendung oder den Tod des Projekts bedeuten?

Man stelle sich die letzten Stunden des Projekts vor: Die zunehmende Verknappung der Schreibplätze wird die freien Minuten immer kostbarer machen und einen Wettlauf derer verursachen, die die letzte Gelegenheit ergreifen wollen. Nie war das Projekt mehr in aller Munde als in seinen letzten Augenblicken, niemals war es mehr Projekt. Und niemals war es stärker Lotterie als jetzt, der Hauptpreis: eine leere Seite. Wie heute auf beschriebene, wird man dann auf leere Minuten warten. Man wird in den Konzertsälen nach Pianisten suchen, die still an ihrem Instrument sitzen. Man wird sich um die miserabelsten Grundstücke reißen, um Minuten in der vierten oder fünften Nachtstunde, und man wird mehr für sie investieren, als heute für die beste Sendezeit. Schließlich, die Nachricht wird sich wie ein Lauffeuer verbreiten, ist auch die letzte Fläche vergeben. Geschafft! Freude unter den Teilnehmern, aber sehr schnell auch, auch sehr viel stärker, der Schrecken des Never More!

Man kann sich schwer vorstellen, dass die Leser nun von der vorher so beworbenen Option, Autor zu werden, einfach Abschied nehmen und sich künftig mit der Rolle des Lesers begnügen. Sie werden das Projekt meiden, weil es kein Projekt mehr ist. Seine Vollendung wird seinen Tod bedeuten. Aus dieser Situation gibt es zwei Auswege: einen langweiligen und einen raffinierten.

Der langweilige Ausweg besteht in der Schaffung neuer Schreibplätze. Der Projektleiter könnte einen zweiten Durchlauf starten und jeder Projekt-Minute erlauben, einen weiteren Text aufzunehmen. Das wäre freilich nur die Wiederholung des Gewesenen und insofern nicht gerade originell. Noch schlimmer wäre es allerdings, eine Doppel- oder Mehrfachbelegung schon vor der Beendigung des ersten Durchlaufs zu ermöglichen, wie es Grigat nach zweifelhafter Beratung erwog.<sup>52</sup> Damit ginge der Reiz der Verknappung der Schreibplätze völlig verloren, zugunsten einer äußerst fragwürdigen und letztlich äußerst langweiligen Unsterblichkeit.

Raffinierter wäre der Ansatz des Palimpsests, also das allmähliche Überschreiben der Texte aus dem ersten Durchlauf. Dieses Überschreiben hätte zugleich einen semantischen Mehrwert, denn es würde der Erinnerungsarbeit eine bittere, aber notwendige Wahrheit einschreiben: Erinnerungen konkurrieren, bekämpfen sich und heben sich auf. Um diesen Umstand im Projekt plastisch zu machen, könnte man die Raffinesse des Palimpsest-Verfahrens nun dadurch erhöhen, dass den neuen Texten die beschränkte Lebenszeit von 24 Stunden gegeben wird. Danach werden sie automatisch gelöscht, ist die überschriebene Fläche wieder frei, allerdings noch nicht zur Neubeschreibung. Das Projekt hätte seine Richtung geändert, es würde nun auf seine völlige Leere zusteuern. Schreiben hieße jetzt Leerstellen schaffen. Erst die 'negative Vollendung' des Projekts mit Leerstellen würde dann den Neudurchlauf in der ursprünglichen Form ermöglichen.

Wenn solcherart für jede Geschichte, die verschwinden soll, eine andere Geschichte erzählt werden muss, wäre schließlich gerade die Leere der Beweis dafür, dass es genug zu erzählen gibt. Das wäre nicht nur ein reizvolles Paradox; das Verschwinden des Aufgeschriebenen bedeutete zugleich eine individuelle Vergegenwärtigung des Erlebten, zu Erinnernden im Prozess seiner Veröffentlichung. Das Projekt wäre Anlass der Niederschrift, bewahrte diese aber nur unzulänglich. Sie mag innerhalb ihrer 24 Stunden auch von anderen gelesen worden sein,<sup>53</sup> zuverlässiger aufgehoben ist sie allerdings im Gedächtnis dessen, der sie verfasst hat. Er oder sie wird sich angesichts der leeren Seite erinnern, was vormals auf diese geschrieben wurde.

Anlass des Erinnerns wird letztlich jedoch nicht nur die eigene leergeschriebene Seite sein, sondern alle leeren Seiten, denen man begegnet. Da das Projekt mit zunehmenden Palimpsesten zunehmend weiß wird, werden die Leser zunehmend nichts zu lesen haben. Im Gegensatz zum ersten Durchlauf gilt es nun aber auch nicht, etwas zu schreiben. Es gilt, die eigenen Texte zu erinnern, die in jenen 1 440-n leeren Seiten unsichtbar enthalten sind. Das Erinnern ist damit wieder ganz auf das Gedächtnis des Erinnernden verwiesen, kurioserweise jedoch auf der Grundlage der Existenz des zu Erinnernden in der Schrift. Eine Versöhnung zwischen Theuth und Sokrates.

Das Projekt wird es mit diesem Konzept freilich schwerer haben, Mitwirkende zu finden, als mit dem jetzigen oder mit dem der Mehrfachbesetzung. Die konsequente Verknappung der Schreibplätze und gar das Modell des Schreibens als Verschwinden von Schrift ist ein Risiko, für das es möglicherweise noch gar kein Publikum gibt. "23:40" muss dieses Wagnis nicht eingehen, es ist schon durch seine jetzige Form der Zugangsregelung ein faszinierendes Projekt. Man wünscht dem Projekt jedoch die Courage, der eigenen Logik zu folgen und sich somit schließlich vollends über die sonst im Netz üblichen, zumeist recht biederen Erinnerungssammlungen zu erheben.

## 4. Abschluss - Horror vacui

Claudia Klinger schreibt am 11.11.97 in der Mailingliste Netzliteratur über das Wesen kollaborativer Schreibprojekte: "Ich vermute, daß der Prozeß zwischen Menschen (verteilten Systemen ;-) der Kick ist und die spezifische Form der Zeit-Nutzung (remote feedback) - Also ginge es darum, gemeinsam kreativ zu sein. Das ist leider im Web nicht leicht, weil es schwer ist, einen Leitgedanken für ein gemeinsames "Schaffen" von solcher Leuchtkraft zu entfalten, daß mehrere dem auch folgen und ihre eigene Interpretation/Weiterentwicklung in einer Form beitragen, die die Anderen nicht negiert, sondern bereichert."

Grigat stellt diese Mail ganz zurecht in den Prolog zu "23:40", denn er kann auf einen zugkräftigen Leitgedanken für ein gemeinsames Schaffen verweisen. Auch Jan Ulrich Hasecke kann dies mit seinem "Generationenprojekt", und ebenso können es Sabrina Ortmann und Enno E. Peter mit ihrem kollektiven Online-Tagbuch "Tagebau", in dem jeder seine Erlebnisse oder Gefühle am aktuellen Tag veröffentlichen kann.<sup>54</sup> Ob in der Ordnung von Jahresringen, von Tageszeiten oder von konkreten Tagen – es wird das Sprechbedürfnis all jener bedient, die an diesem speziellen Ort, einem URL im Internet, sich zusammenfinden; und überall drängt sich Geschichte von unten herauf. Öffentliches Erinnern scheint In zu sein. Betrachten wir abschließend genauer dessen Funktion.

Schrift ist, wie Sex, ein Mittel des Überlebens.<sup>55</sup> Sie ist allerdings auch ein Mittel des Lebens, denn sie versichert den Menschen gegen die Flüchtigkeit des Tages eines tieferen Sinns seiner Existenz. Im Traditionsgut des Erinnerten wird "die 'ephemere' Verfassung des Menschen transzendiert und als Verweisungshorizont sinnhaften Handelns und Erlebens" Identität abgesteckt, so Aleida und Jan Assmann mit Bezug auf Niklas Luhmanns Soziologie des Sinns.<sup>56</sup> "Diese Sinnwelt ist der Versuch, die quasi natürliche Form des In-der-Zeit-Seins [...] zu durchbrechen, indem sie den 'Tag' auf Kategorien einer Bedeutsamkeit hin durchsichtig und erträglich macht, die aus der kollektiven Erfahrung großer Zeiträume gewonnen und als eine

zeitenthobene, gottgeschenkte Gegenwelt zum Alltag verstanden werden. Kultur ist die gemeinschaftliche Form des Ausbruchs aus den engen Zeitgrenzen des Alltags in eine andere Zeit festlicher Besinnung. Sie verdankt sich der Fähigkeit zu symbolischer Vergegenwärtigung, zu Abstand und Überblick, kurz: dem Gedächtnis.<sup>57</sup>

Was hier allgemein ausgesagt wird über den Zusammenhang von Alltag und Sinn, Tag und Geschichte, das wird im "Generationenprojekt" im Hinblick auf die erlebte Zeit der gegenwärtigen Generationen praktiziert und das scheint in Guido Grigats Schreibprojekt "23:40" auf die Einheit Tag im wörtlichen Sinne angewandt. Ortmanns und Peters "Tagebau" schließlich verbindet das kollektive Beschreiben der Zeit bei Hasecke mit der zeitlichen Strukturierung nach Tagen in Solo-Unternehmen wie Claudia Klingers "Web-Diary".<sup>58</sup> Die Bedeutsamkeit des Tages bzw. Jahres ist konsensuelle Grundlage in allen genannten Projekten. Die *gemeinschaftliche* Form des Ausbruchs aus den engen Zeitgrenzen des Alltags wird v.a. in den kollektiven Schreibprojekten plastisch durch den möglichen Rollentausch zwischen Leser und Autor. Inwiefern transzendieren nun diese Schreibprojekte im Dienst des kollektiven Gedächtnisses die ephemere Verfassung des Menschen?

Das im Internet dem Erinnern Überlieferte unterscheidet sich von dem, wovon Aleida und Jan Assmann sprechen, zunächst durch das Alter der Überlieferung. Assmanns sprechen von der "kollektiven Erfahrung großer Zeiträume", die eine "zeitenthobene, gottgeschenkte Gegenwelt zum Alltag" darstellt. Diese kulturelle Erfahrung wird in mehr oder weniger zeremonieller Weise (Gedenk- und Feiertage) oder in institutionalisierter Form (Bibliotheken, Schullektüre) vermittelt. Das Ergebnis ist die Verortung des Individuums in einer realen oder vorgestellten Gemeinschaft.<sup>59</sup>

Die Erinnerungsprojekte des Netzes dagegen sind zunächst die gesammelten Erfahrungen eines ganz bestimmten Teils der Bevölkerung, der spezifische kulturelle Verfahrensweisen besitzt, zu denen die Kommunikation via E-Mail gehört, die Hypertextstruktur und die unmittelbare Zugänglichkeit von Verweisen. Der Effekt dieser Verfahrensweisen sind erhöhte Geschwindigkeit, kleine Texteinheiten und Wiederverwertung von Texten.<sup>60</sup> Digitalität und Online-Charakter der Kommunikation ermöglichen das Erstellen und Versenden von Texten gewissermaßen aus einer freien Minute zwischen anderen Verrichtungen heraus. Die Erinnerungsprojekte selbst fördern die 'Diät' der Texte zum Teil noch, wenn sie eine Maximallänge der Beiträge vorgeben entweder durch die zeitliche Begrenzung ("23:40") oder durch die Begrenzung der Wortzahl ("Tagebau").<sup>61</sup> Das Ergebnis ist Erinnern im Rhythmus von MTV.

In Anbetracht der kurzen, aus dem Alltag produzierten und zumeist nur den Alltag spiegelnden Texte kollektiver Schreibprojekte mag man die Banalität dessen monieren, was da in das kollektive Gedächtnis im Netz eingelagert werden soll.

Abgesehen davon, dass man auf diese Weise leicht jenen Beiträgen Unrecht tut, die in durchaus überzeugender Weise Momente des Alltags vermitteln,<sup>62</sup> verkennt man damit aber möglicherweise die Intention dieser Projekte. Vielleicht geht es überhaupt nicht ums Erinnern, vielleicht geht es von Anfang an ums Vergessen.

Ein Phänomen der 'Kommunikationsgemeinschaften' des Netzes ist, dass sich diese Gemeinschaften unter einem bestimmten Leitgedanken bilden. Im "Generationenprojekt" und in "23:40" ist es das Notieren von Erinnerungen bzw. Erlebnissen, die erinnert werden sollen. Beim "Tagebau" ist es weniger das Erinnern als das Festhalten des Gegenwärtigen. Aber im Grunde geht es in erster Linie gar nicht ums Erinnern oder Dokumentieren, sondern ums Äußern. So spricht Grigat in seiner Wendung ans Publikum zwar zunächst von Erinnerungen, nimmt dann jedoch auch erfundene Kurzgeschichten auf und ermuntert geradezu: "Wenn Sie keine Erinnerungen haben, schaffen Sie welche!"<sup>63</sup> Im "Tagebau" gibt es zwar keinen Blankoschein,<sup>64</sup> aber die Verpflichtung auf den aktuellen Tag bleibt recht vage und ist dann bei den vielen vorfindbaren Gedichten ebenso unkenntlich wie bei den Texten über Rozzo.

Wie die Aufrufe zum Mitmachen zeigen, sind die Projektleiter, mit Ausnahme vielleicht des strengeren Hasecke, v.a. auf Texte aus.<sup>65</sup> Das ist ihnen nicht übel zu nehmen – obgleich es ihnen auf die Füße fallen könnte, wenn ihr Name einmal als Siegel für Konzept und Qualität des Endprodukts herhalten muss. Aber um Konzept und Qualität geht es ja im Grunde nicht, es geht nicht ums Erinnern, es geht nicht ums Dokumentieren, es geht um die Herstellung einer Gemeinschaft, es geht um Vernetzung.

Diese Vernetzung trifft auf das Bedürfnis einer Netzgemeinde, die sich nur *konkret* als Gemeinde erfährt: in Schreibprojekten, in Mailinglisten, in Chat- und Newsgroups, in Foren und vielleicht auch durch hinterlassene Spuren in den Gästebüchern diverser Homepages. Natürlich haben diese Gemeinschaften immer einen konkreten Leitgedanken, aber nicht nur die Chatgroups, auch ernsthafte Mailinglisten vermitteln den Eindruck, dass es v.a. darauf ankommt, beieinanderzusitzen und eines bzw. vieler Zuhörer sicher zu sein.<sup>66</sup> Dieses Bedürfnis der virtuellen Gemeinschaft,<sup>67</sup> das sich im Modus *isolierter Vernetzung* vollzieht, unterscheidet sich nicht wesentlich vom herkömmlichen Bedürfnis der Menschen nach Geselligkeit, dessen tieferer Grund wiederum der Horror vacui ist.

Das Leiden an der Endlichkeit und letztlich Leere des eigenen Daseins ist ein altes Thema. Blaise Pascal beschäftigte sich ausführlich damit und war überzeugt, "daß das ganze Unglück der Menschen aus einem einzigen Umstand herrühre, nämlich, daß sie nicht ruhig in einem Zimmer bleiben können".(136/139)<sup>68</sup> Denn dort lauert das Eingedenken, die Erinnerung an die eigentliche Sterblichkeit, die man Gestorbenen zu Liebe eine Minute auf sich nimmt, ansonsten aber zu vermeiden sucht.<sup>69</sup> Leben besteht darin, die leeren Zimmer zu fliehen und die leeren Minuten

zu füllen. Das Mittel, so Pascal, ist die Zerstreuung. Deswegen habe man auch die Jagd lieber als die Beute, denn nur die Jagd, die Zeit verbraucht, bewahre vor dem leeren Zimmer.<sup>70</sup> Pascal sympathisiert nicht mit dem Phänomen, das er beschreibt; er setzt an die Stelle der Zerstreuung schließlich Gott. Die Leserevolution im 18. Jahrhundert und später die Einführung des Fernsehens sorgten indes für die Perfektionierung der Zerstreuung *im* Zimmer. Man muss nicht mehr auf die Straße gehen, Menschen aufsuchen: das ganze Glück der Menschen rührt nun daher, dass sie ruhig in einem Zimmer bleiben können.

An der Notwendigkeit der Zerstreuung hat sich freilich nichts geändert. Die Ruhe der Zimmer ist geprägt von einer ungeheuren Geschäftigkeit, die immer, und an verschiedenen Fronten zugleich, darauf aus ist, den Gedanken an den Tod, die Einsamkeit, "die 'ephemere' Verfassung des Menschen", wie es Aleida und Jan Assmann ausdrückten, zu vergessen. Ein Mittel dazu sind auch die Schreibprojekte des Erinnerns. Das heisst nicht, dass die in diesen Gemeinschaften kommunizierten Inhalte keinen Wert über den Moment hinaus hätten. Diese und jene gehörte Erfahrung und Empfindung wird den Tag überleben, so wie es auch bei Gesprächen der Fall ist, die im Café stattfinden oder auf einem Klassentreffen. Dass das archivierte Material später, um auf das Eingangszitat zurückzukommen, "die 'ephemere' Verfassung des Menschen transzendiert und als Verweisungshorizont sinnhaften Handelns und Erlebens" Identität absteckt, kann nicht ausgeschlossen werden. Entscheidend für die Schreibprojekte ist dies allerdings nicht, denn sie sind, es sei wiederholt, weniger ergebnis- als prozessorientiert. Der Prozess des Schreibens *ist* Erinnern: der Gemeinschaft, der man damit angehört. Er ist zugleich Vergessen: der Endlichkeit und Einsamkeit des Ich.<sup>71</sup>

Ins Netz schreiben heisst "zum Nachweis der eigenen Existenz ein Zeichen von sich hinterlassen".<sup>72</sup> Da dieses Zeichen im digitalen Datenüberschuss schneller verlischt als die guten alten Markierungen in Baumrinden, wirkt der Nachweis v.a. selbstbezüglich und augenblicklich. In den Schreibprojekten, auch in jenen, die programmatisch dem Erinnern dienen wollen, wird nicht für die Zukunft geschrieben, sondern für die Gegenwart. Die 'Erinnerungsgemeinschaften' sind Zweckbündnisse, denen es in erster Linie um Zugehörigkeit geht. Am deutlichsten wird dies im "Assoziations-Blaster", der gar keinen anderen Leitgedanken hat als die Assoziation von Begriffen, die im Grunde auf die 'Association der Autoren' zielt.<sup>73</sup> Die Frage, wer spricht, mag dabei von so geringem Wert sein, dass die Anonymität gelegentlich zum Standard wird. Die Frage, wer erinnert, ist angesichts der Überproduktion an öffentlicher Rede im Netz wahrscheinlich ohnehin erst gar nicht zu stellen. Und manche Leiter solcher Schreibprojekte sagen es frei heraus: auf das Jetzt kommt es an, ins Archiv schaut ohnehin kaum jemand.<sup>74</sup> Handfeste Projekte, die sich zwar des Internet bedienen, das zusammengetragene Erinnerungsmaterial dann aber lieber der Erde als dem digitalen Archiv anvertrauen, werden mehr

Aussicht auf Erfolg haben, schon deswegen, weil sie deutlichere Erinnerungszeichen daran hinterlassen, dass es etwas zu erinnern gibt.<sup>75</sup>

## Fussnoten

---

1. Platon, *Phaidros 274c-278b*, Übersetzung von Edgar Salin.
2. Hans-Georg Gadamer verweist auf den methodischen Vorrang der Schrift gegenüber der lebendigen Rede, "sofern die Eingrabung von Spuren, wie sie die Zeichen der Schrift vor denen der verhallenden Rede voraushaben, einen Weltaspekt von eigenem Realitätsdrang repräsentiert" (Gadamer, *Unterwegs zur Schrift?*, in: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, hg. v. Aleida und Jan Assmann und Christof Hardmeier, München 1983, S. 10-19, hier: 10).
3. Michel Foucault hat die Kontrolle, Organisation und Kanalisierung der Produktion des Diskurses am prägnantesten in seiner Inauguralvorlesung am Collège de France *Die Ordnung des Diskurses* erörtert (Frankfurt am Main 1991 [Paris 1972]). Er nennt als externe Prozeduren der Reglementierung die Tabuisierung bestimmter Gegenstände bzw. die Begrenzung der Thematisierung auf bestimmte Situationen und Sprecher ("Verknappung der sprechenden Subjekte"), als interne Prozeduren werden Klassifikations-, Anordnungs- und Verteilungsprinzipien markiert, die die Konstruktion neuer Aussagen durch "ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten" steuern (S. 22).
4. Welche Konsequenzen die veränderten Zugangsbedingungen haben können, wurde klar, als Matt Drudge gegen den Willen der Medienriesen den Lewinsky-Clinton-Fall am 17. Januar 1998 auf seiner Homepage veröffentlichte und somit die etablierten Medien in Zugzwang brachte.
5. Zu den Standardangeboten der meisten Website-Provider gehören neben Zugriffstatistiken, die ermitteln, welche Websites wie lange von wie vielen besucht wurden, Gästebücher und Foren, die jene Besucher zu einer Reaktion auf das Rezipierte ermuntern.
6. Vgl. den Artikel "Durch das Internet verlieren wir unser Wissen" in SPIEGEL ONLINE am 28. 12. 99, der auf Walther Zimmerlis Bedenken hinweist, das Internet verringere unsere Gedächtnisleistung - "Bei auswendig gelerntem Wissen schneiden wir im Vergleich zu früheren Zeiten miserabel ab" - und mache Wissen durch notwendige Suchdienste manipulierbar. ([www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,57918,00.html](http://www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,57918,00.html))

7. Vgl. Claudia Klinger im "Webgespräch" auf ihrer Homepage am 15. Juli (99 ?): "Wenn im Außen ein Arbeitsspeicher errichtet wird, wird der innere Datenspeicher gelöscht. Je mehr Informationen wir im Netz abrufen können, desto weniger behalten wir im Kopf. Genau wie beim Telefon: wer die Speichertasten belegt, vergißt die Nummern seiner Freunde." (<http://www.snafu.de/~klinger/webgespraech>)
8. Hypomnesis (griech.): Erinnern
9. Hypomnema (griech.): das, was durch seine Existenz z.B. als Schrift erinnert.
10. Vgl. den Artikel "Durch das Internet verlieren wir unser Wissen" in SPIEGEL ONLINE am 28. 12. 99 [www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,57918,00.html](http://www.spiegel.de/netzwelt/netzkultur/0,1518,57918,00.html)
11. Zur Bedeutung der Wissenssteuerung (v.a. durch das Schulsystem) für die Etablierung ideologischer Konstrukte wie den Nationalismus vgl. Ernest Gellner, *Nationalismus und Moderne* (aus dem Englischen von Meino Büning), Hamburg: Rotbuch Verlag 1995 (Nations and Nationalism, Oxford 1983). Auf Zimmerlis Einwand, die enormen Langzeitfolgen des Internet für die Menschen würden bislang zu wenig diskutiert, passt auch recht gut die Entgegnung, man solle erst einmal die enormen Langzeitfolgen mancher (jahrhundertealter) Philosophien/Glaubenssysteme diskutieren (Guenther Botek am 29. 12. 99 innerhalb der Diskussion dieses Artikels in der Mailingliste [Netzliteratur.de](http://www.netzliteratur.de)).
12. Die Technologie des Internet (Klick-Paradigma, Spontanität des Zugriffs auf eine Information und daraus folgende Ungeduld) unterstützt eine solche Informationsaufbereitung und fordert geradezu 'Häppchen-Texte', Visualisierung, sowie Aufmerksamkeitsbindung durch Vereinfachung und entsprechende Aufbereitung von Information.
13. Jean Paul, *Werke*, hg. v. Norbert Müller, München 1963, Abt. II, Bd. 1, S. 225, vgl. den Abschnitt "Bildung und Witz" in Jean Pauls Erziehungslehre "Levana", Abt I, Bd. 5, S. 841-846 (§§136-138).
14. George P. Landow sieht in einem mit Hypertext arbeitendem, der konstruktivistischen Pädagogik verpflichteten Unterricht gerade den Gegenentwurf zum Fast-Food-Modell des Informationskonsums: *Hypertext in Literary Education, Criticism, and Scholarship*, in: *Computers and the Humanities* 23/3 (1989), S. 173-98, hier: 176. Zu diesem Komplex und zu den Analogien zwischen Jean Paul und dem Hypertext vgl. meinen Aufsatz ">MacDonald's of education< oder Technologie einer konstruktivistischen Weltsicht? Hypertext im Sprach- und Literaturunterricht" in: [www.dichtung-digital.de](http://www.dichtung-digital.de).

15. Myron C. Tuman, *Word Perfect: Literacy in the Computer Age*, London 1992, hat die Tatsache der Unendgültigkeit des digitalen Textes und damit der Möglichkeit des fortwährenden Umschreibens der Geschichte nicht zu Unrecht unter dem Topos des Big Brothers diskutiert und demgegenüber gerade die im Hypertext-Diskurs gewöhnlich diskreditierte Autorität des (linearen, fixierten) Textes als Grundlage freier Meinungsbildung hervorgehoben.
16. Peter Krieg, *Das Auditorium schlägt zurück. Interaktive Medien - Daten-Highway mit Gegenverkehr*, in: Vom Buchdruck in den Cyberspace. Mensch - Maschine - Kommunikation, hg. v. Gerd Hurrele und Franz-Josef Jelich, Marburg 1995, S. 53-57, hier: S. 56.
17. Vgl. dazu erst kürzlich Dieter E. Zimmer, *Das große Datensterben. Vom wegen Infozeitalter: Je neuer die Medien, desto kürzer ist ihre Lebenserwartung*, in: DIE ZEIT, Nr. 47 (19. 11. 1999), S. 45f.
18. So schließlich auch die Vermutung Dieter E. Zimmers, *Das große Datensterben*, S. 46.
19. Paul Virilio, *Ästhetik des Verschwindens*, Berlin 1986 [Paris 1980], S. 54.
20. Peter Matussek, *Hypomnemata und Hypermedia. Erinnerung im Medienwechsel: die platonische Dialogtechnik und ihre digitalen Amplifikationen*, in: DVJS, 72. Jg. (1998), Sonderheft, S. 264-278, hier: 275.
21. Ebd., S. 277.
22. Matusseks Argumentation mit dem Beispiel einer dreigliedrigen Wortgruppe ("meines Vaters Bruder") zeigt sehr plastisch, wie der Hypertext durch die isolierte Semantik seiner Komponenten deren erst aus der linearen Folge resultierende Bedeutung verpasst ("Indem sie [die Hypertextleser] per Mausclick erfragen mögen, was ein Vater oder ein Bruder ist, fällt ihnen der Onkel durch die maschen des distributiven Lektüreneetzes") (S. 276), gilt aber nur bedingt für die Vernetzung auf den nächst höheren Strukturebene der Sätze und Absätze.
23. Ebd., S. 275. Ein konkreter Beleg für Matusseks These wäre der "Assoziations-Blaster", ein von Alvar Freude und Dragan Espenschied initiiertes kollektives Schreibprojekt, in dem ein Programm automatisch Links bzw. 'Assoziationen' erstellt auf der Basis einer verbrieften Ordnung, nämlich der morphologischen Gemeinsamkeit der Wörter. Auf diese Weise wird das unschuldige Genetivpronomen *sein* schon mal mit der gewichtigen Substantivierung *das Sein* verlinkt und somit völlig überfordert. Das ist in der Tat banalisierte Intertextualität, die der in der Selbstbeschreibung kundgegebenen Intention, "dem Zusammenhalt der Dinge schlechthin auf die Spur zu kommen", wohl kaum dienlich ist (vgl. meine Besprechung des "Assoziations-Blasters" in *dichtung-digital* unter: [www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99](http://www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99)).

24. <http://www.koeln.netsurf.de/~JanUlrich.Hasecke/GenerationenProjekt>
25. Wie die Mitteilung im Editorial zeigt, sind neben linearen Texten aber durchaus auch ausgefeilte Hypertexte erwünscht, als geplante Veröffentlichungsform des abgeschlossenen Projekts wird denn auch nicht das Buch, sondern die CD-ROM genannt.
26. Vgl. Indexseite zum Jahr 1953.
27. Alle Versuche der Objektivierung scheitern letztlich daran, dass sie auf Voraussetzungen beruhen, die wiederum keine objektive Geltung beanspruchen können. Zur Auseinandersetzung mit dem Problem literarischer Wertung vgl. Jochen Schulte-Sasse, *Literarische Wertung*, Stuttgart 1971; Renate von Heydebrand, *Literarische Wertung*, in: Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte, Bd. 4, Berlin/New York 1984, S. 828-871; als aktuellere Auseinandersetzung mit verschiedenen Objektivierungsversuchen vgl. auch den Abschnitt "Trivalliteraturforschung" in: Roberto Simanowski, *Die Verwaltung des Abenteuers. Masenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
28. Neben der Auflistung der historischen Großereignisse im Projekt und der Erklärung im Editorial "Gute literarische Texte sind immer politisch" spricht für diese Vermutung auch Haseckes Website, die unter dem Stichwort "Sudelei" wöchentlicher einen brillanten Kommentar zur politischen Zeitgeschichte liefert.
29. Diese Reihenfolge der Einsendung ergibt sich zumindest aus den Daten, die in der Datei-Quelle als Entstehungstag der Datei angegeben sind.
30. Am 12. 10. 1999, 10:36 Uhr, in der Mailingliste Netzliteratur (<http://www.netzliteratur.de>). Zum "Assoziations-Blaster" vgl. meine Besprechung in *dichtung-digital* unter: [www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99](http://www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99).
31. Im Schreibprojekt "Fraktalroman" wird, vor der nicht überzeugenden Wendung am Ende, der willkürliche Machtgebrauch freiweg eingestanden: "Aufmerksam wachen die Romangötter über das fraktale Literaturuniversum. Wie in allen bekannten Welten ist ihre Rolle umstritten. Sie entscheiden, welche eingesandte Texte als Fortsetzung eingesetzt werden. Nicht objektiv. Nicht gerecht. Nicht weise. Und doch: Die Macht der Romangötter ist nicht unbegrenzt. Nur aus zugesandten Texten können sie das Neue schöpfen. Die wahre Macht ist bei den Wreadern." <http://www.fraktalroman.de/main01.htm>.
32. Vgl. den Kurzbericht dazu in *dichtung-digital*. [www.dichtung-digital.de/miszellen/Events/Ettlingen99.htm](http://www.dichtung-digital.de/miszellen/Events/Ettlingen99.htm)
33. Abgedruckt auch in *dichtung-digital*. [www.dichtung-digital.de/miszellen/Events/Ettlingen99\\_Laudatio.htm](http://www.dichtung-digital.de/miszellen/Events/Ettlingen99_Laudatio.htm)

34. Jan Ulrich Hasecke am 12. 10. 1999 um 10.36 in der Mailingliste Netzliteratur.de.
35. Jan Ulrich Hasecke, "Literatur ist Glückssache", in: SPIEGEL ONLINE 48/1999 (3. 12. 99).
36. Die Länge ist allerdings auf maximal 200 Wörter begrenzt.
37. Von der Seite "Hilfe und Statistik" linkt Grigat auf "Zeiten und Seiten", wo es geheimnisvoll heisst: "Das komplette Protokoll der 'Achtzehn Telefonate' finden Sie in richtiger Reihenfolge um 9:01, um 9:15, um 9:35, um 18 :00, um 8:00, um 14:00, um 17:10, um 17:30, um 8:02, um 8:10, um 8:15, um 14:01, um 14:05, um 14:15, um 14:20, um 14:30, um 14:40 und um 14:45."
38. Ein Resultat dieser (Ge)Denkminute könnte freilich die Frage nach den genaueren Umständen dieser Mitteilung sein. Während der Text in Minute 09:17 mit einem "Gerade [...] telefoniert" eingeläutet wird und somit auf die Vorläufigkeit des Berichteten hinweist, suggeriert der Text zu 09:18 ("ich mache die mailbox auf ...") durch sein Präsens eine Unmittelbarkeit von Ereignis und Bericht, die gerade in diesem Falle sehr unwahrscheinlich ist. Diese Unmittelbarkeit trifft andererseits sehr gut die berichtete Konfrontation mit der Todesbotschaft, aus der der Schreiber offenbar, und wahrscheinlich durchaus mit einiger Verzögerung, in die Mitteilung, als Möglichkeit der Verdrängung bzw. des 'Fortfahrens', flieht.
39. Die Zeit von 20:00 bis 20:59 ist mit 22 Beiträgen am besten gefüllt, gefolgt von der Folgestunde und der 24. Stunde mit 21. Die 23. Stunde fällt mit 14 Beiträgen erstaunlicherweise auf das Nachmittagsniveau zurück, weitere Stoßzeiten sind die 15. Stunde (18), die 20. und 10. (17), erwartungsgemäß dünn besetzt die Stunden nach Mitternacht mit 3-7 Beiträgen (Statistik am 17. 12. 99 um 14:56).
40. Aleida und Jan Assmann, *Nachwort. Schrift und Gedächtnis*, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*, hg. v. Aleida und Jan Assmann und Christof Hardmeier, München 1983, S. 265-284, hier: 276.
41. So der programmatische Titel von H. Bosse, *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geiste der Goethezeit*, Paderborn, München, Wien, Zürich 1981.
42. Aber selbst dies ist keine Garantie, da Hacker das Passwort entschlüsseln und Fälschungen unbemerkt vornehmen können.
43. Einige Beiträger sind in der Liste der Preisträger namentlich aufgeführt, allerdings ohne Nennung ihres Beitrages. Natürlich trifft man einige alte Bekannte aus dem "Generationenprojekt" wieder und noch viel mehr aus der Mailingliste Netzliteratur.

44. Guido Grigat in einer E-Mail am 14. 10. 1999
45. Ebd.
46. Diese Formel stimmt mindestens in der Hinsicht, dass es ohne leere Seiten keinen Schreibanlass mehr gäbe - so wie ein eifriger Pianist verhindert, dass das Publikum Geräusche verursacht.
47. Guido Grigat in einer E-Mail am 13. 10. 1999.
48. Guido Grigat in einer E-Mail am 15. 10. 1999.
49. Diejenigen Texte, die ohne Wunsch-Minute eintreffen, setzt Grigat in die Minute ihrer Absendung (ebd.).
50. Die Mängel auch dieser Variante wurden schon angesprochen: es kann nicht gesichert werden, dass der Zeitpunkt der Absendung mit dem des Schreibens einigermaßen übereinstimmt; zumeist wird man aber wohl davon ausgehen können, wobei der Akzent der Minute gar nicht auf der zeitlichen Korrektheit liegt.
51. Jan Ulrich Hasecke, "Literatur ist Glückssache", in: SPIEGEL ONLINE 48/1999 (3. 12. 99).
52. Grigat in der E-Mail am 13. 10.: "In den naechsten Tagen/Wochen bereits werde ich ermoeglichen, dass nun zu einem Zeitpunkt mehrere Erinnerungen liegen duerfen - ich wollte dies vermeiden, um zu erreichen, dass nicht nur wenige Zeitpunkte angefuellt werden, sondern viele, aber am Wochenende in Ettlingen kristallisierte sich heraus, dass das wenig Sinn macht."
53. Es wäre vielleicht sogar ratsam, die Versuchsanordnung etwas zu ändern und jede neu beschriebene Minute unabhängig von der tatsächlichen Tageszeit zugänglich zu machen. Der zeremonielle Verlautbarungsanlass wäre dann die derzeitige, aber auf 24 Stunden begrenzte Zugänglichkeit.
54. <http://www.berlinerzimmer.de/tagebau>. Dieses noch recht junge Projekt (Start war der 14. 11. 99) bietet eine erfrischende Mischung von allem: Augenblicksbeschreibungen, Gedankensplitter, selbstverfasste Gedichte, einen Geschichte über Rozzos Erlebnisse als tägliche Fortsetzung in der 3. Person, Liebeskummer, Alltagsstress und mit dem Laotischen Tagebuch selbst ein Tagebuch im Tagebuch. Im Unterschied zu den beiden besprochenen Schreibprojekten kann man hier jede Eintragung auch kommentieren, was v.a. im Falle des Liebeskummers einen praktischen, gemeinschaftsstiftenden Effekt hat.
55. Zur Analogie der Reproduktion der Species und des Wissens vgl. Hans-Georg Gadamer, a.a.O., S. 16f.

56. Aleida und Jan Assmann, *Nachwort. Schrift und Gedächtnis*, in: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*, hg. v. Aleida und Jan Assmann und Christof Hardmeier, München 1983, S. 265-284, hier: 266 (mit Bezug auf Niklas Luhmann, *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*, in: Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie?*, Frankfurt am Main 1971, S. 25-100).
57. Aleida und Jan Assmann, ebd., S. 266.
58. <http://www.claudia-klinger.de/digidiary>
59. Zur Bedeutung schriftlicher Überlieferung für die nationale Identität vgl. neben dem schon angeführten Ernest Gellner: *Nationalismus und Moderne* (aus dem Englischen von Meino Büning), Hamburg: Rotbuch Verlag 1995 (Nations and Nationalism, Oxford 1983) auch Benedict Anderson: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts* (aus d. Engl. v. Benedikt Burkard), Frankfurt am Main und New York 1996 (Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London und New York 1983). Zur Diskussion des Zusammenhangs siehe Roberto Simanowski, *Einleitung. Zum Problem kultureller Grenzziehung*, in: *Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen, Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus*, hg. v. Horst Turk, Brigitte Schultze und Roberto Simanowski, Göttingen: Wallstein Verlag 1998, S. 8-60.
60. Im Reich des Digitalen können Privattexte mit geringem Aufwand für verschiedene Adressaten, einschließlich öffentliche Schreibprojekte verändert werden.
61. Im "Tagebau" beträgt die maximale Zeichenzahl 1 500; Haseckes "Generationenprojekt" setzt dagegen keine Beschränkung, was denn auch längeren Texten wie Ziad Zaki Mahaynis "Der letzte Fingerzeig" über S.W. Hawking mit 27 000 Zeichen eine Chance gibt.
62. Dazu gehören nicht nur die tief sinnigen Alltagsbeschreibungen des Schriftstellers Ingo Schramm im "Tagebau" oder die beschriebene Gedenkminute in "23:40", auch Sabrina Ortmanns staccato eingehämmerte Nachricht über den Tag (2. 12. 23:11) fängt das zugrundeliegende Lebensgefühl recht plastisch ein.
63. Unter dem Link "Jetzt Sie!" steht: "Wenn auch Sie Erinnerungen an einen Zeitpunkt haben, sei es eine kleine Beobachtung, eine Erfahrung, ein Erlebnis, sei es eine erfundene Kurzgeschichte, Sei es ein Bierdeckelgedanke, sei es eine Botschaft gleich welcher Art, so schicken Sie mir diese doch [...]"
64. "Ideal wären Bezugnahmen, Gedanken, etc. auf aktuelle Geschehnisse. Möglich ist genauso "freie oder private Literatur", die aber unbedingt einen erkennbaren Bezug zu dem aktuellen Tag erkennen lässt."

65. Dem Wunsch nach Beteiligung des Publikums kann dann mit der Vergabe kleiner Preise für "besonders herausragende Beiträge", für "jeden zehnten eingebauten Beitrag" oder auch für *jeden* eingebauten Beitrag Ausdruck verliehen werden (vgl. den Link >Preise< in "23:40")
66. J.C. Herz nannte die Chatgroups in einem Podiumsgespräch der "Softmoderne 97" einmal "virtual camp fires".
67. Howard Rheingold spricht unter Bezug auf Benedict Andersons Buch *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London und New York 1983 von imagined communities im Netz, (Howard Rheingold, *Virтуelle Gemeinschaft. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers*, Bonn u.a. 1994, S. 84f.
68. Blaise Pascal, OEvures complètes, hg. v. Louis Lafuma, Edition du Deuil, Paris 1963; bzw. Opuscules et Pensées, hg. v. Léon Brunschvicg, Paris 1897 (nach der deutschen Übersetzung von Ulrich Kunzmann: Blaise Pascal, Gedanken, hg. v. Jean-Robert Armogathe, Leipzig 1987). Die erste Zahl der Nachweise gibt die Zählung der Lafuma-Ausgabe an, die zweite die Zählung der Brunschvicgs-Ausgabe, aus deren deutscher Übersetzung zitiert wird.
69. Die Homage an die Toten ist, für ihn das Schweigen eine Minute auf sich zu nehmen, als Gedenken nicht des Toten, sondern des Todes.
70. "Das ist alles, was die Menschen haben erfinden können, um sich glücklich zu machen, und diejenigen, die sich angesichts dessen als Philosophen aufspielen und glauben, die Welt sei sehr wenig vernünftig, wenn man den ganzen Tag damit verbringt, einem Hasen nachzujagen, den man als gekauften nicht haben wollte, kennen unsere Natur nicht gut. Dieser Hase würde uns nicht vor dem Gedanken an den Tod" bewahren, "die Jagd jedoch bewahrt uns davor." (136/139)
71. Was mitunter, wie durch jene aufgedrungene Gedenkminute in "23:40", auch wieder unterlaufen werden kann.
72. Stefan Porombka, Peter Schenk und Thomas Wegemann in ihrem Artikel über kollaboratives Schreiben im Hinblick auf die "Free For Alls"-Websites, in denen es gar nicht einmal um die gemeinsame Erstellung eines Texts oder Beschreibung eines Tages geht, sondern allein um das Hinterlassen einer Botschaft im Stile von "I was here" oder "My name is" oder "I am" (<http://userpage.fu-berlin.de/~epos/VC/autor/sem11.html>)
73. Die offizielle Intention des "Assoziations-Blasters", durch Verlinkung zu erkennen, was die Dinge im innersten zusammenhält, wird schnell durch die ironische Anlage des ganzen demontiert. Vgl. dazu meine Besprechung in *dichtung-digital.de* unter: [www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99](http://www.dichtung-digital.de/Simanowski/27-Okt-99).

74. Sabrina Ortmann in der Mailingliste [Netzliteratur.de](http://Netzliteratur.de) am 29. 11. 99: "das 'Jetzt' ist beim Internet glaube ich ganz wichtig. Der 'Tagebau' hat ja ein ähnliches Prinzip. Es macht Spass, am aktuellen Tag dort rein zu lesen, die letzten drei Tage sind sichtbar, der Rest wandert ins Archiv. Aus unserer Statistik wissen wir, dass dieses Archiv nur wenige ansehen, obwohl der Tagebau ca. 200 Leser am Tag hat. Vielleicht haben solche Projekte denselben Effekt wie eine Tageszeitung: nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern."
75. Vgl. das Projekt [www.millennium-postbox.de](http://www.millennium-postbox.de), das seit dem 23. 9. 1999 wo Briefe und Emails sammelt, um sie Silvester 1999 in einem Edelstahlbehälter in der historischen Innenstadt von Rottweil für die Nachwelt in den Boden zu lassen. Eine Gedenkplatte wird an den Schatz erinnern, der nach hundertjährigem Schlaf geborgen werden soll.